

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 7.

Sonnabend, den 14. Februar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Boulangismus und die Revolution. — Die Kartelle. — Elend in London. — Fabrikgesetzgebung in Britisch-Indien. — Die Arbeitslöhne in Paris. — Der „National“-Reichtum Nordamerikas. — Literarisches. — Gedicht. — Novelle. — Der russische Markt. — Aus künftigen Zeiten. — Die englische Wohnungsgesetzgebung. — Frivole Streiks. — Vom Reichstag.

Parteigenossen!

In Ausführung des auf dem Parteitag zu Halle a. S. gefassten Beschlusses, und in Rücksicht auf die Nothwendigkeit, die im Jahre 1889 vom internationalen Arbeiterkongress zu Paris beschlossene Kundgebung zu Gunsten des Achtstundentags zu einer einheitlichen und wirksamen zu gestalten, hat die unterzeichnete Fraktion, nach eingehender Erörterung mit allen gegen eine Stimme beschlossen:

Den deutschen Arbeitern zu empfehlen, die Mai-feier am ersten Sonntag im Mai zu begehen, und weiter dahin zu wirken, daß auch für die Zukunft der gleiche Tag festgehalten wird.

Als Hauptgrund für diese Entscheidung sei ins Gewicht, daß ein Tag zu wählen sei, welcher der gesamten Arbeiterklasse die Theilnahme an der Kundgebung ermöglicht.

Hierzu scheint nur der Sonntag geeignet. Jeder andere Tag der Woche macht es einer sehr großen Zahl von Arbeitern unmöglich, an der Feier Theil zu nehmen. Einmal ist vielen Arbeitern das Feiern an einem Werktage besonders zu einer Zeit unmöglich, wo die bürgerlichen Feiertage sich häufen.

Sodann hält auch die Erwägung von Konflikten mit der Unternehmerschaft viele Arbeiter von der Theilnahme ab. Hierzu kommen noch als besondere „Hinderungsgründe“ für das laufende Jahr die außergewöhnlich lang andauernde Arbeitslosigkeit während der verflochtenen harten Wintermonate und die zunehmende wirtschaftliche Krise, welche an sich schon Zehntausende von Arbeitern auf das Pflaster wirft und die gesamte Arbeiterklasse in noch höherem Grade als sonst der Bitterkeit der Unternehmung preisgiebt.

Parteigenossen! Dies sind die Erwägungen, die uns bestimmen haben, den Arbeitern Deutschlands den ersten Sonntag im Mai für die Achtstundentags-Kundgebung vorzuschlagen. Wir sind überzeugt, daß Ihr diesem Vorschlage mit Einmüthigkeit beitreten werdet.

Es handelt sich nun darum, unverzüglich alle Vorbereitungen für die Feier zu treffen, welche insbesondere in Massenauflagen, Massenversammlungen und Massenveranstaltungen zu bestehen haben wird. Eure Aufgabe ist es, durch zweckentsprechende Organisationen dafür zu sorgen, daß die Kundgebung in imposanter, würdiger und ruhiger Weise verläuft.

Parteigenossen! Angesichts der Hartnäckigkeit, mit der die Regierungen und die herrschenden Klassen sich weigern, in eine gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit für alle Arbeiter, im Interesse ihres körperlichen und geistigen Wohlbefindens, zu willigen; angesichts der Thatfache, daß das kapitalistische Produktionsystem und eben wieder einer Krise von unbeschreiblicher Dauer entgegenführt, in welcher das Ueberangebot von „Händen“ und die Lohnrückbildung in Permanenz gelangen, wo also eine Vertiefung und gesetzliche Feststellung des Arbeitstages das einzige Mittel ist, um den schlimmsten Wirkungen dieses Zustandes einigermaßen zu begegnen: erscheint es als eine ganz besondere Pflicht, alles aufzubieten, um die Masse der Arbeiter zu einer wahrhaft großartigen Kundgebung zu gestalten.

Hoch die internationale Sozialdemokratie.

Berlin, den 4. Februar 1891.

Die sozialdemokratische Fraktion des deutschen Reichstages.
Auer, Bebel, Birk, Bloß, Vos, Bruhns, Diez, Dresbach, Förster, Frohme, Geyer, Grillenberger, Harm, Heine, Hidel, Joest, Kunert, Liebknecht, Reiser, Wegger, Wollenduh, Schippel, A. Schmidt, W. Schmidt, Schulze, Schumacher, Schwarz, Seifert, Singer, Stadthagen, Stolle, Tugauer, Ulrich, Vollmar, Wurm.

Aus der Woche.

-80- Aus „ollen Griechen“ sollen nach den Beschluß der jüngsten Schulkonferenz die Schüler unserer Mittelschulen zu jungen Deutschen herangezogen werden. Bon! Abwarten und Theetrinken. Von den Schulmännern wurde auch die Forderung nach Hebung der äußeren Stellung des höheren Lehrerstandes erhoben. Den Leuten kann geholfen werden, dachte die Verwaltung und ging ans Werk. Die Hilfslehrer an den königlichen Gymnasien erhielten bis jetzt 1 1/2 Mark für die wirklich gegebene

Stunde und einen annähernden Betrag auch während der Ferien. Wie die bürgerlichen Blätter melden, soll nun die Zahlung während der Ferien fortfallen. Die Verwaltung scheint hier von dem Grundsatze auszugehen: Wer nicht arbeitet, soll auch keinen Lohn erhalten. Gut und einverstanden. So ähnlich denken wir ja auch. Warum man aber mit der Reform und dem „Sparen“ gerade beim Untersten und Ärmsten anfangen soll, das verstehen wir allerdings nicht. Nehmt die Großköpfe, meine Herrschaften, da giebt's zu streichen und zu sparen! Uebrigens sind wir über diese Mahregel nicht einmal ungehalten. Erstens liefert sie den Beweis, daß der heutige Staat trotz allen sozialreformatorischen Brimboriums nichts weiter ist und sein kann als ein Klassenstaat; zweitens, vielleicht gehen doch so manchem der Herren Scholarchen, von welchen heute so viele als „Führer“ im Rathe der Ordnungsparteien sitzen, die Augen auf, wo der wahre Fortschritt zu finden ist. Oder glauben diese „Hilfskräfte“, die man aufs Pflaster wirft, wenn man sie nicht mehr braucht, noch immer, daß sie etwas Besseres sind als die Arbeiter?

Wenn der Herr Staat spart, müssen natürlich auch die Herren Kapitalisten sparen und sie thun es und in recht schändlicher und silziger Weise. In einem großen Berliner Bankhause bezogen bis zu Neujahr eine größere Anzahl Angestellter als Jahreslohn 2000 Mark. Nun wären diese Leute altersversicherungspflichtig gewesen. Da sagte ihnen aber der Chef, sie sollten sich keine Karten herausnehmen, es werde eine Lohnerhöhung eintreten. Diese kam auch, und zwar in Gestalt von 3 Mark für das ganze Jahr. An Versicherungsbeiträgen hätte der Bankier per Mann 52 x 15 Pf. = 7 Mk. 80 Pf. zahlen müssen; jetzt zahlt er mehr Lohn 3 Mark, erspart also per Kopf und Jahr 4 Mk. 80 Pf. Macht zwar bei einem Bankhause blutwenig, indeß, wer die Pfennige nicht ehret, ist der Millionen nicht werth. Sollte man den Mann nicht gleich zum Finanzminister machen?

Den Arbeiterdelegirten des Industrie- und Arbeiterrathes erklärte der König der Belgier, er sei den Arbeitern sehr zugethan, er, sie, alle seine Belgier. Alle seien Arbeiter nach verschiedenen Richtungen. — Mit welchen Hochgefühlen in der Brust mögen die Arbeiter in ihre „Paläste“ und zu ihren „wohlbesetzten“ Tischen heimgekehrt sein? Es hatte wohl jeder von ihnen die Ueberzeugung gewonnen: Jetzt, wenn nicht der dumme Fasching zu Ende wäre, jetzt wäre die soziale Frage gelöst und jede Noth verwunden. In einer Versammlung that einmal ein Bauerngutsbesitzer und Stodfisch von einem Antisemiten den Ausspruch: die Noth ist so groß, daß wohl jeder Bauer mit seinem Arbeiter tauschen würde. „Angenommen!“ schrie ein Tagelöhner, „tauschen wir!“ — Der Redner verschwand von der Tribüne und ward nicht mehr gesehen. War nur ein Bauer gewesen, und vor Jahren —

Der Oberbürgermeister von Berlin glaubt noch immer nicht, daß eine außergewöhnliche Noth herrsche. Die Polizei ist schon weniger ungläubig, die läßt in den Häusern herumfragen nach denen, so arbeitslos sind. Wenn der Schnee geschmolzen und der Flieder blüht, werden wir die Zahl wohl erfahren, die gewesen. Eine andere Zahl wissen wir aber bereits. Vom 1. April bis Ende Dezember 1890 wurden nach Berlin 1 400 000 Kilogramm frisches Fleisch weniger eingeführt als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Es ist doch sonderbar, daß gerade die Leute, welche ihr Wissen aus Büchern schöpfen, nie in die Bücher gucken, in welchen das Richtige zu finden ist.

In denjenigen Schichten, für welche die jüngste Kochkunstausstellung in Scene gesetzt wurde, da herrscht keine Noth, das glauben wir. Viele gingen nur hin, um zu riechen und zu sehen. Das kann aber nur für den ein Vergnügen sein, der sich zuvor den Magen ordentlich voll geschlagen. Zum Schlusse wurden die zur Schau ausgestellten Früchte den anwesenden Damen überlassen. Müßten keine Damen gewesen sein, die sich hier öffentlich abfüttern ließen! Die Kochkunstausstellung ist gewesen,

Proletarier, wische Dir fein säuberlich den Mund ab, damit Du keine Verdauungsbeschwerden belommst.

Die „großen Staatsmänner“ fallen wie die Fliegen, wenn der Frostriebe erscheint. Jetzt ist auch der österreichische Finanzminister Dunajewski gegangen worden. An seine Stelle trat der bisherige Sektionschef Dr. Steinbach. Der neue Minister ist Staatssozialist von der Farbe des Professors Brentano. Als Steinbach vor einigen Jahren eine Jorrede gegen das bewegliche Kapital hielt, da gossen die bürgerlichen Blätter alle Stinktöpfe über ihn aus. Jetzt, da er an der Macht ist und Anleihen zu vergeben hat, umkreisen sie ihn. Oesterreich ist neben Frankreich das Eldorado des europäischen Börsegesindel.

Auch Rußland hat seinen Streik. Die Arbeiter der Admiralitätswerft in Petersburg haben, 3000 Mann, die Arbeit eingestellt. Polizei war natürlich gleich zur Stelle, doch sahen in die sonst so geduldigen russischen Arbeiter auf einmal der Teufel gefahren zu sein. Polizeiminister Gresser mußte mit langer Nase und blauem Auge abziehen. Ja selbst das höchstseltsame Erscheinen eines wirklichen Großfürsten fruchtete nichts. Der in Cardiff (England) ausgebrochene Streik scheint sich zu einem allgemeinen Doderstreik entwickeln zu wollen. Man — nämlich die Unternehmer — fürchtet ein Eingreifen der Bergarbeiter. Ursache: Aufgedrungener Kampf um die Organisation. Die verschiedenen Trades-Unions sollen gebrochen werden, ehe ihr Ausbau vollendet und sie wie Zähne ineinandergreifen. In Kopenhagen steht ein Zustand der Tischler bevor, 700 Mann sind daran betheiligt. Bewegung also auf allen Ecken und Enden. In südlichen Ländern mit wenig Industrie politische Umwälzungen und Aufstände, in den Industriezentren wirtschaftliche Bewegungen. Wie manchen Herrn mag jetzt bange sein!

Beim mißglückten Aufstand in Oporto wurde auch der dortige Oberpfarrer verhaftet. Wer von unseren Lesern kann sich einen deutschen Pastor als Revolutionsmann vorstellen? Der Mann hat dazu keine Zeit, er muß die Moral retten, und dabei hilft ihm die Polizei. Die Berliner hat in der letzten Woche ein nach der Tolstoi'schen „Kreuzersonate“ gefertigtes Schauspiel verboten. Als Verfasserin wird eine Dame bezeichnet. Jetzt fangen die auch schon an. Und da haben wir geglaubt, wir allein hätten das Privilegium — konfisziert zu werden.

Die Kapitalkonzentration schreitet ruhig vorwärts. Die Zahl der Kartelle ist von 70 im Jahre 1887 auf 137 im Jahre 1890 angewachsen. Wie viele Kleinbetriebe sind da wieder zu Drei zerrieben worden. Frisch auf zum Kampf, wir reiten mit, wir reiten...

In Preußen giebt es 14 Familien, welche Steuerfreiheit genießen, darunter 9 fürstliche und 5 geistliche. Und diese Steuerfreiheit wird etwa nicht aufgehoben, nein, in einigen Jahren soll sie abgelöst werden. Das wäre auch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und würde die allgemeine Unzufriedenheit nur vermehren helfen. So ein Fürst oder Graf hat ja manchen Tag nicht einmal einen warmen Löffel im Magen, mit den hohen Fleisch- und Getreidepreisen scheint es auch bald Essig werden zu wollen, laßt also die Armen frei. Noch ihre Kindesfinder werden es auch danken.

Die Nationalliberalen wollen kämpfen. Aber diesmal — dem Herrn sei Lob und Dank — gilt's nicht den Sozialisten, die Helden kehren ihre Besenstiele gegeneinander. Das Bochumer Karnidel hat angefangen, Herr Müllensiefen hat den Arbeitern zuviel — versprochen. Und so thaten sich denn diejenigen Schlotjunker, welche sich noch nicht satt gefressen, zusammen, meinten, sie pießen auf eine Partei, die soviel verspricht, sie seien gar keine Partei, wollen auch keine sein, nur eine wirtschaftliche Vereinigung. Und Bismarck sei ein großer Mann. Damit gingen sie auseinander. Die Arbeiter sollen über diese Heldenthat so geschmunzelt haben, wie ihre Herren „Arbeitsgeber“ bei einer Balletvorstellung.

Die alte „Naketenliste“ ging, aber sie ergiebt sich nicht. Jetzt hat sie den Kampf gegen den Nachfolger direkt aufgenommen, früher ging's nur immer so

um die Erde herum. Zu dem Hamburger Nachrichten sind noch die Dresdner Nachrichten und die Münchener Zeitung gekommen. Die Reptilien haben also ihren Meister wieder und die Stoh-ns-Herz-Taktik kann losgehen. Herjemersch, wird das ein Krachen geben! —

Das Profitmachen scheint der Aufsichtsrath der Altenburger Spielartenfabrik gründlich verstanden zu haben. In der letzten außerordentlichen Generalversammlung kamen folgende schöne Sachen zum Vorschein: Die Gesellschaft war schon nach der Eröffnungsbilanz lebensunfähig, weil die angelegten Werthe viel zu hoch waren. Bei der Gründung kirschten 100,000 Mark Wechsel unter zwei Aufsichtsrathsmitgliedern. Mehr denn 190 der von der Gesellschaft übernommenen Debitorenkonten stimmten nicht. Ein unter die Gründungsobjekte aufgenommenes Gartenbauland, angelegt mit 55,000 Mark war garnicht vorhanden. In den Büchern haben sich eine Menge fingirter Buchungen gefunden. Die Vorbesitzer und Gründer haben den ersihalb-jährigen Verdienst an die Gesellschaft mit zirka 25,000 Mark verkauft, es war aber nichts verdient worden. Kurzum, das reine Christenthum, die reine Moral, die besten Stützen des Staates. Geht nach der Großstadt und werdet Kommerzienräthe. —

— X Daß es bloße Komödie ist, welche im Deutschen Reichstag gespielt wird, wissen wir ja schon lange. Aber selten finden sich so eklatante Beweise, wie bei der Debatte über die Zulassung des amerikanischen Schweines. Auf Herrn Windhorst kam es an, er gab den Ausschlag; und er erklärte, daß er für die Aufrechterhaltung des Verbotes stimme, weil doch die Regierung gewiß nicht schwindeln wird, sondern nur ihre sanitären Gründe habe, wenn sie auf das Verbot beharre. Herr Bötticher erklärte tatsächlich, das amerikanische Schwein sei noch gesundheitschädlich, eine Behauptung die sofort von einer amerikanischen Autorität glänzend widerlegt ist. Herr Windhorst hat daraufhin gegen die Aufhebung des Verbots gestimmt. Soweit ist Alles ganz hübsch. Aber nun bringt die „Polit. Kor.“ eine offiziöse Enthüllung, daß die Regierung dem Antrag prinzipiell nicht entgegen war, und nur durch den Beschluß des Reichstags verhindert wurde, die Sperre aufzuheben. Wer ist nun das Karnidel? Die Regierung sagt: der Reichstag, der Reichstag sagt: die Regierung, welche durch Herrn Minister Bötticher vertreten war.

Das Ganze nennt man aber: die Kunst der Regierung, oder: Der Ohrzieb; Lustspiel in so viel Anzügen, wie man sich aufziehen läßt. —

— Der Erfolg eines genialen Staatsmannes. Als der „Koloß des Jahrhunderts Nr. 2, Herr Crispi, abdankte, quittirte die Börse mit einer Hauffe. Das heißt, obgleich man noch weiter nichts wußte, hielt man doch die Verhältnisse sofort für gesicherter und besser, als nur der Mann, der sie bisher geleitet hatte, entfernt war. Hoffentlich läßt sich der große Mann den betreffenden Kourszetteln einrahmen und in der Ruhmeshalle seines eventuellen Friedfriedsruhs aufhängen.

— Eine schredliche Schauermär berichtet die „Kreuzzeitung.“ Die Freisinnigen, unter der Führung des Dr. Harmening haben mit den Sozialdemokraten fraternisirt. — Sollte dem Bündniß etwa ein Opfer nöthig sein, so können wir den betreffenden Artikelexreiber als Hammel empfehlen.

— Edward Howland, der Mitbegründer der sozialistischen Kolonie Topolobampo ist nach langjähriger Krankheit gestorben.

— An die Adresse der „ehrlichen Leute“ vom „Volk“ welche Doppelwahrung erlangen! Nach dem „Chicago Herald“ hat sich der Ver. Staaten-Senat vor der Abstimmung über die Silberfreiprägung in Schnaps beoffen. Die „Milwaukee Abendpost“ schreibt darüber: „Die schandvollen Szenen der Beoffenheit, die sich im Senat bei Gelegenheit der Passirung der Bill für Silberfreiprägung ereigneten, waren in gewisser Beziehung ganz angemessen. Es ist ja bei sehr Vielen Brauch, sich, wenn sie Etwas thun wollen, von dem sie selbst wissen, daß es schledt ist, bis an den Rand der Halsbinde voll Schnaps zu pumpen. Wenn ein schurkisches Unterfangen Heimlichkeit erfordert, dann ist bei der Vollbringung Beoffenheit ausgemessen. Soll es aber offen vollbracht werden, da'n ist die Beoffenheit am Platze, weil sie das sittliche Gefühl abgestumpft und die nöthige Gleichgültigkeit gegen die Folgen verleiht.“

Der Boulangerismus und die Revolution.

Son Mac-Arle.

III.

Boulanger und die Radikalen.

Nach dem Sturze Boulangers als Minister forderte die große Partei seiner Enthusiasten in heftiger Weise seine Rückkehr, eine gewaltige Agitation zu seinen Gunsten sowie für die Revision der Verfassung von 1875 wurde in Szene gesetzt. Sein Name ging mehrmals aus den Wahlen verschieden der Departements hervor, ohne daß er jedoch die Mandate annehmen durfte, sein militärischer Posten unterlagte ihm jede Beschäftigung mit politischen Dingen strengstens.

Aber in dem Verhalten der Radikalen nach seinem Sturze lag etwas absolut Unerklärliches.

Im Ministerium war Boulanger eine der Hauptstützen der Radikalen gewesen. Er hatte aber in dieser Richtung noch einen Kollegen, das war Clemenceau, der große Chef der radikalen Partei, die Seele des ganzen

Kabinetts. Darin liegt der Schlüssel der demokratischen Rolle Boulangers während seiner Ministerlaufbahn. Er war nicht ein überzeugter Politiker, sondern spielte eine Rolle, die man ihm aufgetragen hatte. Vielleicht war es sein politischer Indifferentismus gewesen, der die Radikalen bewogen hatte, gerade ihn zu wählen, sie hatten geglaubt in ihm einen Menschen zu sehen, der nur ausführt, was ihm aufgetragen wird, ohne zu denken, ein gehorches Instrument, das dem, der es handhabt, nie gefährlich werden kann. Aber sowie er einen weitgehenden persönlichen Einfluß erlangte, wurde er gefährlich. So kam es, daß er als Minister die republikanische Presse vom äußersten linken Flügel auf seiner Seite hatte, daß aber nach seinem Sturze, als seine Volksthätigkeit geradezu unglaubliche Formen annahm, dieselbe radikale Presse gegen ihn schrieb unter dem Vorwand, daß er persönliche Zwecke verfolgte, ein Grund der in den Augen des Volkes ohne jedes Gewicht bleiben mußte. —

Nach der bürgerlichen Anschauung ist die politische Karriere ein Handwerk wie alle anderen. Man ist zufrieden, wenn man Unterstützung findet, um vorwärts zu kommen, aber man wird wüthend, wenn ein Konkurrent auftritt, der gefährlich werden kann. So lag nun die Sache zwischen Boulanger und den Radikalen. Denn man würde den letzteren zu viel Ehre anthun, wenn man glaubte, daß ihnen die Politik Ueberzeugungssache wäre; sie haben im Gegentheil die Politik immer nur als ein Feld betrachtet, aus dem man geschickt Nutzen ziehen könnte. So wiederholte sich zwischen ihnen und Boulangers ein einfacher Konkurrenzstreit. Ihr großer Meister Clemenceau wollte die Macht für sich allein, er gönnte sie keinem anderen, die Beute, die er in seinen Klauen hielt, wollte er ungetheilt für sich behalten. Bei der Frage der Verfassungsrevision trat dieser Standpunkt deutlich hervor. Ich habe schon erwähnt wie die Verfassung von 1875 zu Stande kam, wie verhaßt sie dem Volke wurde und wie gerade ihre Bekämpfung den Radikalen so ungeheure Sympathien in der Pariser Bevölkerung erworben hatte. Mit dem Ruf: die Revision, und immer wieder die Revision, hatten sie die Pariser Bevölkerung gewonnen. Nun war es Boulanger, der die Revision in sein Programm aufnahm und die Massen jubelten ihm zu, weil sie ihn für den energichsten Vertreter dieser Vertreter hielten. Was thaten aber die Radikalen? Sie verleugneten ihre ganze Vergangenheit, sie bekämpften plötzlich die Revision, die sie immer verlangt hatten, weil die Forderungen Boulangers angeblich über das Maß des Zulässigen hinausgingen.

Kein Wunder, daß das Volk sich nach diesen Vorgängen immer dichter um Boulanger zusammenschloß. Es sah den Kampfplatz der Demokratie von denselben verlassen, die sich immer seine besten Vertreter genannt hatten, es sah den General allein noch auf demselben kämpfen, er stieg in der Bewunderung desselben mehr und mehr.

Boulanger als Führer der Volksbewegung.

Diese unerhörte Popularität Boulangers erschredete wie gesagt, seine politischen Konkurrenten mehr und mehr. Sie beschloffen sich seiner zu entledigen und beschuldigten ihn, daß er gegen die Republik conspirire. Auf Beweise konnten sie sich nicht stützen, aber es gelang ihnen Anstrengungen, den General am 14. März 1888 außer Funktion und am 27. Mai zum Rücktritt zu bringen. Damit hatte man ihn allerdings seiner offiziellen Stellung beraubt, aber man hatte nicht mit der öffentlichen Meinung gerechnet. Das französische Volk hat einen gewissen großmüthigen Zug in sich und wird sich immer mit doppelter Leidenschaft auf die Seite desjenigen stellen, den es glaubt unschuldig leiden zu sehen. In seinen Augen war die gegen den General ergriffene Maßregel ungerechtfertigt. Es sah in ihm nur den Mann, der energisch für die republikanischen Forderungen eingetreten war, und der nun das Opfer einer finanziellen Piratenlist wurde. Gerade dieser Märtyrerschein, mit dem ihn seine ehemaligen Kollegen umgeben hatten, steigerte seinen Einfluß um das Hundertfache und trieb die Begeisterung bis zum Paroxysmus.

Boulanger stand jetzt wieder im privaten Leben, war seiner militärischen Würden entkleidet und konnte sich nun, durch nichts mehr gehindert, an die Spitze der Bewegung stellen. Er organisirte sie und gab ihr den offiziellen Namen: „Republikanische Revisionspartei“. Die Leute, welche sich neben ihm an der Spitze dieser Partei befanden, waren dem Volke wohlbekannte und sympathische Persönlichkeiten. Da war Rochefort, ein Mann der wohl die Fähigkeit besaß, das Pariser Proletariat mit sich zu reißen. Rochefort wurde in den Vorstädten geradezu verehrt, das Volk hatte es nicht vergessen, daß er unter dem zweiten Empire so oft den Schein und die Lüge verschmettert, daß er jede politische Staatsstellung verschmäht hatte, um ein einfacher Kämpfer in der Presse zu bleiben, ein Kämpfer, dessen furchtbare Schläge so oft vernichtend niedersausten. Er war ein Mann von gewaltigem Einfluß. Auch die übrigen Personen, welche das Komitee der Revisionspartei bildeten, waren durch ihre Vergangenheit oder durch ihre republikanische Thätigkeit bekannt. Ich führe nur zwei an: Raquet und Laguerre. Der erstere war einer der ältesten Republikaner von der äußersten Linken, dessen Hinneigen zum Sozialismus lange bekannt war. Der Letztere, ein junger Advokat, ein bedeutendes Rednertalent, der die revolutionäre Sache oft genug vor Gericht in den ihr von der Regierung angehängten Prozessen vertheidigt hatte. Neben diesen befand sich noch ein oder zwei degabte und bekannte

Männer wie z. B. Dillon, die ich aber nur beiläufig erwähnen will. Das Volk mußte sich in seinen Empfindungen natürlich bedeutend bestärkt fühlen, wenn es so bekannte und beliebte Personen neben Boulangers aufzutreten sah. Die Revisionspartei fuhr fort, energisch die Forderungen der Demokratie zu vertreten, sie wollte die Revision der Konstitution, das Referendum, die Abschaffung des Senats und der Präsidentswürde. Mußte sich das Volk nicht den Reigen derer anschließen, welche der wahren Tradition aller Demokratie zu folgen schienen, welche alle Reformbestrebungen derselben auf ihr Banner geschrieben hatte, einer Partei, der gegenüber alle anderen sich zusammenschlossen, um die reaktionären Institutionen aufrecht zu halten?

Selbst wenn Boulanger im Grunde seines Herzens ein Reaktionär war, so änderte das den äußeren Anstrich seiner Sache nicht im Mindesten. Ist es nicht immer diese äußere Marke, welcher das Volk Glauben schenken muß? Die Dessenlichkeit kann einem Parteimann nicht in die Brust sehen, um seine geheimen Gedanken bloß zu legen, sie muß sich an sein Glaubensbekenntniß, seine Prinzipienklärungen, an das Äußere halten.

Und wie war denn das äußere Schauspiel, welches das Volk hier vor Augen hatte?

Auf der einen Seite eine gewissenlose Klasse, welche die Republik in den Noth einer monarchischen Verfassung gestürzt, eine Klasse der Ausbeuter, die seine Söhne in die Bagnos geschickt, als sie das brüdende Joch des Kapitalismus abzuwerfen suchten, die es erwürgt und säufert hatte als es am 23. Mai 1885 den todtten Kämpfern der Kommune friedlich ihre Huldigung darbrachten, die noch unter der Herrschaft des radikalen Floquet das Pariser Proletariat gemordet, als es am 8. August 1888 wie ein einziger Mann zusammenkam, um die Hülle ihres Endes zu gräßen, der gestorben war auf der Tribüne des Parias, bis zum letzten Athemzuge ein Streiter für proletarische Interessen.

Auf der anderen Seite eine Reihe von Männern, welche seine Leiden kannten, welche ihnen abzuwehnen, welche die ersehnte Freiheit zu erkämpfen versprochen. Es konnte nicht lange zögern. Es schwor den ausbeutenden Klassen, welche es mehr ausgefogen hatten, wie jemals die Monarchie gethan, ewigen Haß und scharte sich um Boulanger, den vermeintlichen Bringer einer neuen Zukunft. Unleugbar war es das Volk, das arbeitende Volk, das Proletariat, welches die boulangistische Armee bildete. Die rein sozialistisch-revolutionären Parteien, wenn sie sich nicht wie die Possibilisten der bürgerlichen Finanzloterie verkauft hatten — sahen der Bewegung unthätig zu und waren der Volksbewegung gegenüber machtlos, ihr Einfluß beschränkte sich auf ihre feinen Organisationen. Sie waren wie verloren in der riesigen antigouvernementalen Bewegung, die über sie hinweggegangen wäre, hätten sie sich ihr entgegenzustemmen versucht.

Ohne Zweifel gab es innerhalb der boulangistischen Partei auch Menschen, die allein ihren selbstsüchtigen Zwecken nachgingen, wie sich deren in jede neue Partei einschleichen, aber ihre gewaltige Kraft erhielt sie durch die breiten Volksmassen.

Die reaktionären, sowie die bürgerlichen Klassen, bei denen der bis zum Paroxysmus getriebene Eigennutz alle Empfindungen des Herzens abgestumpft hat, scharten sich instinktmäßig zur Erhaltung des Bestehenden um die aus bürgerlichen Finanzkreisen bestehende Regierung. Das war natürlich. Denn diese Klassen wollen vor allen Dingen ihre Privilegien bewahren und sie werden daher jedes politische System vertheidigen, das ihnen dieselben garantiert. Sie kennen keine Leidenschaften, die aus altruistischen Empfindungen hervorgehen, sondern haben nur Eigen-Interessen. Sie verlangen von dem politischen Regime nur eines, daß sie nicht in ihrer Ausbeuterthätigkeit gestört werden; sie akzeptiren und vertheidigen alle Staatsformen, unter denen ihnen die ungehörte Exploitation der arbeitenden Klassen, die Exploitation bis aufs Blut gewährt wird. Sie sind Veränderungen abhold, wenn sie nicht überlassen können, wohin sie führen. Während der boulangistischen Stürme kämpften sie um die Oligarchie der Finanzen, der sie mit Leib und Seele angehörten, die ein Stück non ihrem eigenen Körper war, sie kämpften für ihre Dividenden und Gewinne wie eine Schafherde um eine Weide. Sie vertheidigten die Position der Regierung wie sie die Restauration und das Joberregime Louis Philipps, wie sie die bluttriefende Krone des zweiten Empires vertheidigt hatten.

Die Kartelle.*)

In der Beurtheilung der Kartelle, der Vereinigungen des Großkapitals zur Regelung der Produktion und Fixierung der Preise, zeigt sich am klarsten, welche Parteien reaktionär und welche revolutionär sind. Betrachtet man das politische Verhalten der Parteien, so bekommt man bei weitem nicht dies klare Bild, welches die wirthschaftliche Betrachtung gewährt.

Die erbittertesten Gegner der Kartelle sind die Freisinnigen. Entrüstet bäumt sich dieses Kleinbürgertum auf, sammelt noch einmal seine alten rostigen Waffen von „freier Konkurrenz“, und „freiem Spiel der Kräfte“, und zieht zu Felde gegen den Niesen, der es erdrücken wird. Ach, seine Sterbestunde hat geschlagen! Kein furchtbares Schlachtgeschrei erhebt sich von seinem Heer, nur ein erbittertes Piepen, und kein ernsthafter Vertheidigung wird

*) Kohlenringe. Berlin, Berl. von Paul Dieckhoff.

mehr inscenirt, nur ein homerisches Gelächter antwortet ihnen.

Das Kapital streift seine manchesterlichen Kinder-schuhe ab; es hat sie ausgewachsen. Die alte Zeit ist vorüber, jene Zeit wo noch so viele Tausende kleiner und mittlerer Producenten arbeiteten, wo man sich gegenseitig auffraß, der Größere den Kleineren, wo der Hauptzweig darin bestand, einander die Beute wegzuschlappen. Man balgt sich jetzt nicht mehr. Man ist groß und dick geworden. Die aufgetriebenen Kollegen sind verdaut und haben gut gethan; statt des frühern Kribbelns und Wimmels von Hygmängestalten sind nur noch ein paar große, wohlgenährte, baumstarke Kerle übriggeblieben. Sie sehen sich an, prüfen ihre Kräfte, berechnen — und sie kommen zu dem Schluß: Wir sind gleich stark, gleich mächtig, und für welchen tortius gaudens sollen wir uns vernichten? Vereinigen wir uns; erklären wir den manchesterlichen Konkurrentenstraf für einen Grues vor Gott und den Menschen; vertragen wir uns; so wird keiner dem andern Schaden thun, und wir werden lange leben auf Erden.

Schritt für Schritt entwickeln sich die Kartelle. Zuerst sind es bloß leichte Vereinigungen mit dem Zweck, den Preis hochzuhalten, indem eine Konventionstrafe auf Unterbietung gesetzt wird, oder indem man die Produktion einschränkt.

Aber das Band, das die Einzelnen verbindet, wird stärker. Mit der losen Vereinbarung ist es nicht geschehen, sie wird umgangen, gebrochen, bietet keine sichere Garantie. Man muß sich fester aneinander schließen. So thun sich jetzt die Unternehmer zusammen, berechnen die Nachfrage und die Produktion, und ertheilen an jedes Werk prozentual die Aufträge. Der Unternehmer beginnt zurückzutreten, die individuellen Eigenarten der verschiedenen Betriebe verschwinden, allmählig wird alles uniformirt, alles gleichartig gemacht. Der einzelne Unternehmer darf nur das vorgeschriebene Quantum arbeiten; ja, oft genug tritt er gar nicht mehr mit dem Konsumenten in Verbindung, erhält er die Aufträge von der Leitung.

Und jetzt entwickelt sich das dritte Stadium: der Unternehmer tritt ganz in den Hintergrund, wird zum Kouponabschneider, und das Kartell macht die ganze Sache allein durch angestellte Beamte. Eine großartige Maschinerie wird geschaffen, die alles kalkulirt, leitet und abmacht. Dadurch, daß das Einzelunternehmen zu einem Ganzen verschmolzen ist, werden tausend Dinge billiger und besser gemacht. Neue technische Erfindungen werden mit einem Schlag eingeführt. Die geeigneten Leute werden an die geeigneten Stellen gesetzt. Ein Fortschritt kommt allen zu gute, statt, wie früher, die Andern zu vernichten. Und jetzt wird nicht mehr planlos ins Blaue hinein produziert, es wird nur so viel geschaffen, wie gebraucht wird. Die Absatzkrise werden unmöglich. Und aus einem stürmischen Meer mit hochgehenden Wogen ist die Produktion in einen ruhigen Hafen mit glattem Wasser eingelaufen...

Freilich, die Vorbedingung ist, daß schon eine hinreichende Konzentration des Kapitals stattgefunden hat. Mit tausend Köpfen läßt sich das nicht ausführen, was sich mit zehn ausführen läßt. Vorbedingung ist, daß das Kleinbürgerthum schon von der B. W. Fläche verschwunden ist, daß man es überhaupt nur mit großen Verhältnissen zu thun hat, mit wenigen Personen.

Dem Kleinbürgerthum geht es an den Kragen — das ist notwendig. Daher der Jammer. Die vorliegende Broschüre bietet prachtwolle Dokumente für diesen Jammer. Und, o weh! Die Geschichte sieht so verdammt sozialistisch aus! „Diese bleiche Furcht vor der Konkurrenz, eine Furcht, die in ihren Konsequenzen zur Vernichtung des freien Wettbetriebes führt, einer Vernichtung, die in dem Ringen gegen einen gefunden Egoismus nur durch hohe Konventionstrafen gesichert werden kann, hat jede Kartellgesellschaft mit der sozialistischen Gesellschaft gemein.“

Ja freilich, das ist sozialistisch! Gewiß, diese Leute besorgen unsere Geschäfte!

Und wie praktisch! Noch stehen überall Grenzpfähle und Bollbuden, rüsten sich die Völker zu Kriegen unter einander, und sieht die europäische Karte aus, wie die Jade eines Seiltänzers. Aber die Kartelle überwinden die Grenzen, überfluthen die Mauern, welche die Völker trennen, schwemmen Zölle und Soldaten hinweg.

Bis jetzt haben wir die Kartelle nur innerhalb des nationalen Rahmens gesehen. Aber der nationale Rahmen ist zu eng, sie müssen ihn sprengen.

Innerhalb des Landes, vielleicht noch unterjocht durch die Schutzölle, weiß das Kartell die Preise hochzuhalten. Aber auf den Export ist es machtlos. Was im Inland mehr verdient wird, geht in der Konkurrenz im Auslande drauf. Um den Auslandsmarkt zu halten gegen die Konkurrenten, macht man die Preise immer niedriger und niedriger, niedriger wie die Inlandspreise, ja niedriger schließlich wie die Herstellungs-kosten — man schiebt den Inlandprofit zu.

Jetzt wird das internationale Kartell notwendig. Was sich im Inland so gut bewährte, muß sich auch draußen bewähren. Und über die Köpfe der Diplomaten und Kriegsrufer, der Monarchen und Parlamente reicht sich das Ausbeutertum die Hände. Der allgemeine Wettfriede wird geschlossen und einmüthig geht man, Arm in Arm mit dem Erbfeind, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Und vor den Augen dieser neuen Menschen scheint die Welt ganz anders, ganz verwandelt. Sie ist weit,

unbegrenzt, ohne Berg und Thal, ohne Fluß und Wald, ohne Stadt und Dorf, ohne Nationalität und Religion — eine weite, gleichmäßige Ebene, und auf der einen Seite, er und seine paar Genossen, die Produzenten, auf der anderen Seite die Millionen der Konsumenten, die alle zu ihm kommen müssen, die er alle, alle in der Tasche hat, von denen er weiß: so und so viel jährlich brauchen sie, das liefere ich ihnen, und dafür bekomme ich so und so viel, macht so und so viel Profit.

Nur noch zwei andere Gegensätze giebt es jetzt, auf die er freilich nicht so genau achtet: diesen paar Ausbeutern stehen auch die Millionen Ausgebeuteter gegenüber. Alle Schranken sind gefallen, die sie getrennt haben; ihre Ausbeuter selbst haben alle Gräben ausgefüllt, alle Fässer eingerissen, und nun sind auch sie geeinigt, sind auch sie nur eine einzige, ungetheilte Masse, von einem Interesse befeelt, von einem Gedanken durchzuckt. Unerhörte Kämpfe beginnen.

Die Kräfte des Kapitals sind riesenhaft gewachsen durch die Vereinigung, die des Proletariats aber sind gebunden durch die Staatsgewalt, welche die Kapitalisten in den Händen haben. Die Kapitalisten können sich frei bewegen, wie sie wollen, und gleichzeitig, während ihr Zusammenschluß immer fester und fester wird, zerstört der Staat auch das letzte Recht des Arbeiters, das Streikrecht. Wären die Waffen gleich vertheilt, hätten die Proletarier dieselbe Freiheit, wie die Unternehmer, so würden große gewerkschaftliche Kämpfe bevorstehen. So aber verändert sich die Form des Kampfes. Zur Verzweiflung getrieben durch die Uebermacht, gegen die sie wehrlos sind, wird sich das Proletariat auf ein anderes Kampfgebiet begeben, auf das politische, denn erst, wenn das Proletariat die politische Macht seinen Gegnern entrungen hat, kann auch nur seine kleinste Forderung erfüllt werden. Auch wenn es aus Jaghaftigkeit nicht will — die Verhältnisse drängen es in den politischen Kampf; und ist dieser Kampf entschieden, so hat es wenig Mühe, seine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Seine Gegner haben ihm gut vorgearbeitet. Diese ungeheuren Betriebskomplexe mit ihrer ganzen Verwaltungsmaaschinerie können ohne jede Umstände von der Gesellschaft übernommen werden; es ist nichts nöthig, als ein kuhner Strich durch die Besitztitel.

Elend in London.

Ab und zu geht durch die bürgerliche Presse einmal eine Schilderung des Elends in irgend einer Gegend; die Bürger lesen die Schilderungen mit großem Bedauern für die armen Leute, denen es so schlecht geht, ziehen vielleicht auch den Beutel, um einige Silberlinge zu spenden, und damit ist dann die Sache gut. Daß sie es sind, ihre Existenz, welche das Elend verursacht, fällt ihnen nicht ein, und sie würden sehr verwundert sein, wenn man ihnen das sagte.

Die „Köln. Volksztg.“ enthält gerade wieder eine derartige Schilderung des Elends in London. Der betr. Berichterstatler hatte eine Geldsumme erhalten, die er unter den Bedürftigsten vertheilen sollte. Die Summe war sehr bedeutend und natürlich um so willkommener. Schon seit Wochen hatte ich von der Noth, welche der lange und scharfe Winter über die arme Bevölkerung im Osten unserer Riesenstadt gebracht hatte, viel gesehen und gehört. Während ich den Brief las, warteten unten im Hausflur die Hilfsuchenden dichtgedrängt, während einige Duzend draußen auf der Straße standen, bis sich auch für sie die Thüre öffnen würde. Um den Wünschen des edlen Spenders gerecht zu werden, war der beste Weg dieser: eine Expedition in die Slums zu unternehmen und dort an Ort und Stelle, nach eigener Anschauung, die Vertheilung vorzunehmen. Und was sind die Slums? Im Wörterbuche suche ich vergebens nach einer zutreffenden Uebersetzung. Dieses Wort bezeichnet das elendeste, grauenvollste Gewirre von Hütten, Gassen, Höfen, in denen die Armsten der Armen Londons ein Dasein fristen, um welche kein Hund sie beneiden könnte. Es fanden sich bald einige Freunde, welche ihre Theilnahme an meine Gänge zusagten, und früh am Nachmittage wanderten wir jenen Gegenden zu, wo nach unserer Annahme die Hilfe am allerwillkommensten, freilich auch unsere Arbeit größter sein würde, als wir bewältigen konnten. Unsere Schritte führten uns zuerst durch Bad Church Lane. Obgleich diese Straße mit ihren Dreckshäusern, ihren Trödelbuden, ihren Kartoffelläden, ihrem Duft von gebratenen Fischen und ihren Schaaren von ungewaschenen Kindern gerade keinen besonders günstigen Eindruck macht, so ist sie doch noch als aristokratisch anzusehen im Vergleich zu dem, was uns später vor Augen kam. Zu beiden Seiten zweigen sich Gassen ab, bei deren Anblick man meint, etwas Traurigeres lasse sich auf Gottes Erdboden nicht finden. Der berühmte Londoner Rebel verschwindet selten aus diesen Winkelgängen. Wir kommen nach Cable Street, welche als Matrosen-Viertel unter dem Namen Ratcliff Highway eine traurige Bekanntheit erlangt hat, und dort ist unsere erste Aufgabe, mit Bäckern, Messern und Kohlenhändlern uns wegen Lieferung ihrer Waare auf unsere Gutscheine hin zu verständigen. Wohin nun zuerst? Wir standen unter einer Eisenbahnbrücke, wo aus der Tiefe eines unäglig schmutzigen Ladens die kleinen, auf Holzstücken geprieschten Portionen gekochten Pferdefleisches, die als Katzenfutter dort ausliegen, einen absprechenden Duft entzündten. Auch die Nachbarschaft ist nicht die schönste; denn unter dem nächsten Eisenbahnbogen (den man natürlich nachher sorgfältig mit Brettern

vernaagelt hat) hat man vor einem Jahre die furchtbar verstämmelte und schon ganz in Verwesung übergegangene Leiche einer Frauensperson gefunden, deren Ermordung allerdings mit Unrecht dem berühmten Jack the Ripper auf's Kerbholz geschrieben wurde. Nun wohin zuerst? Da kommt schon die Lösung der Frage. Uns naht sich eine alte Frau; sie hat trotz ihres Alters noch eine aufrechte Haltung, und ihre schneeweißen Haare, die unter einem zerfetzten Shawl hervorquellen, geben ihr ein würdiges Aussehen. An den Füßen hat sie Dinge, die vor zehn Jahren vielleicht einmal Männerstiefel gewesen sind; die zerlumpte dünne Kleider können ihren magern Leib unmöglich warm halten. Im Vorbeigehen streckt sie schwächtern die Hand aus und sagt mit leiser Stimme: „Bitte, schenken Sie mir doch einen Penny!“ „Nun, Mütterchen“, sagte ich, „Sie können vielleicht außer dem Penny noch mehr gebrauchen; zeigen Sie uns, wo Sie wohnen.“ Nie werde ich den Ausdruck vergessen, der bei diesen Worten über ihr Gesicht glitt. Erstaunen, Freude und auch Ungläubigkeit. „Kommen Sie mit“, sagte sie rasch und schritt so eilig, als ihr Alter und ihre jämmerliche Fußbekleidung es erlaubten, vor uns her. Hier um eine Ecke, da um eine Ecke, und unsere Führerin verschwindet unter einem niedrigen Eingang, den wir nur gebückt durchschreiten können. Wir gelangen auf einen Hof, dessen Anblick das Dante'sche *Lasciate ogni speranza* sogleich ins Gedächtniß ruft. Hier wohnen Menschen? In diesen elenden Hütten, in dieser Atmosphäre, die alle Fieber heraufbeschwört! In diesen Höhlen, wo, anstatt daß Fensterscheiben das Licht hineinlassen, Zeitungen und Lumpen dasselbe ausschließen? Unsere greise Führerin winkt und steigt uns voran eine Treppe hinauf, wenn das Ding den Namen verdient; ihre Warnung, nur ja recht acht zu geben, ist jedenfalls angebracht. Die Tritte der Hühnerstiege knarren verächtlich, mit jedem Schritt hinauf wird es dunkler; endlich stehen wir in einem jämmerlich leeren, kalten und oben Dachrüchchen, dessen einzige Möbel eine elende Matratze mit Decke, eine Ruine von einem Tisch und ein alter wackliger Stuhl bilden. Ein höhlwängiges Wesen, die Tochter unserer Führerin blickt ganz erstaunt auf den Besuch. Die Einzelheiten sind rasch erzählt. Die Mutter kann nicht mehr arbeiten; die Tochter verdient mit Sacknähen wöchentlich 4 Sh. (4 Mk.), davon gehen $2\frac{1}{2}$ Sh. pro Woche als Miete für diese Jammerbude ab, bleibt also $1\frac{1}{2}$ Sh., wovon sich zwei erwachsene Menschen die ganze Woche hindurch ernähren müssen. Natürlich waren sie mit der Miete zurückgeblieben, und auf dem Tische lag schon der Zettel mit der Ausweisung. Unsere Anweisungen auf Kohlen, Brod und Fleisch waren rasch ausgefüllt, und dankbare Blicke folgten den Bewegungen der Bleistifte; als wir aber auch noch das Miethbuch verlangten und den Rückstand zu berichtigen versprochen, da richtete sich die Alte in einer Art von Ekstase in ihrer ganzen Länge auf und fing mit zum Himmel erhobenen Händen an, allen Segen auf uns herabzurufen; sie war eine Irulanerin, und diese Leute haben eine ganz eigenthümliche Beredsamkeit. „Wahrhaft tragisch!“ meinte ein Freund, als wir mit Lebensgefahr wieder hinuntergesteigt waren. Der Raum im untern Stockwerk der Hütte glich mehr einem Keller; Dunkelheit und dumpfe, überstehende Luft empfing uns daselbst. Mit Knitzen begrüßte uns die Bewohnerin, die an einer Waschbütte stand und dort einige Fegen wusch, auf die unterdessen die halbnaekten Kinder warten mußten. „Mein Mann ist schon lange Monate außer Arbeit, und wir Alle sind hungrig, wir haben nichts mehr zum Verzehren.“ Die Gesichter waren Beweis genug für die Aussage. Was ist denn das?“ fragte ich, als aus einer dunklen Ecke ein Nechzen ertönte. „O, das ist meine Großmutter!“ Wichtig, da liegt in einem kleinen Kinderbett, dem einzigen Möbel, das noch nicht ins Pfandhaus gewandert ist, ein unaltes Weib, die Knie beinahe am Kinn; mit stieren Augen sieht sie uns an und murmelt einige unverständliche Worte. Wie lange mag es her sein, daß sie als Kind auf der grünen Insel herumgesprungen ist? Die ärmste Torfhütte in ihrer Heimath wäre doch noch dem Stall vorzuziehen gewesen, in dem sie jetzt dem Ende ihrer Tage entgegen sieht. Wir treten in das nächste Haus: dasselbe Elend, derselbe unäglige Schmutz. Drei alte Wittwen theilen sich in das Kellergemach. Einer meiner Begleiter erinnert an die „drei Fegen in Macbeth“. Wir hören sie schon untereinander über die Gutscheine streiten und weisen, während wir mit Anwendung aller Turnkänste nach oben streifen. Da ist die Thüre geschlossen, auf unser Anklopfen erfolgt nur eine Art Grunzen als Antwort. Nur frisch hinein! Dichter Rauch, der aus einer Handvoll glimmender Kohlen aufsteigt, füllt die Dachstube. Nichts ist sichtbar, nur das Grunzen macht sich aus einer Ecke bemerkbar. Wir leuchten mit einem Schwefelholz in den Rauch hinein und sehen eine Gestalt, vor der wir unwillkürlich zurückschrecken. Eine alte Frau, mit wirrem grauen Haar und stierem thierischen Blick, sitzt halb nackt auf einem Haufen von alten Lumpen. Entbehrung und Krankheit stehen in ihrem Gesicht geschrieben. Ich diete alle meine Ueberredungskünste auf, um sie zu bewegen, daß sie ins Armenhaus gehe und dort sich verpflegen lasse. Es nützt nichts; ja, wenn sie aus ihrem Stumpfsein erwacht und meine Worte erfährt, wird sie ganz grimmig gegen mich und erklärt, sie wolle lieber verhungern, als den Schritt thun. Von früheren Zeiten her hat sich dieser Hab gegen das Workhouse noch in weiten Kreisen unter den Armen erhalten, wenn auch die schreienden Mißstände vergangener Jahre jetzt durchweg abgeschafft sind. So

wanderten wir in diesem Slum von Haus zu Haus und ließen kein einziges Stübchen unbefucht; aber wie soll ich all den Jammer beschreiben, den wir da sahen? Junge und alte Männer, die in dumpfer Verzweiflung hinbrüteten, da seit Wochen oder Monaten jede Bemühung um Arbeit erfolglos gewesen war, feuerlose Herde, bde Stuben, bleiche, von Hunger redende Gesichter, zerlumpte barfüßige Kinder, die an Stücken schimmeligen, alten Brodes nagten, welches sie sich irgendwo erbettelt hatten, junge Frauen mit Säuglingen, denen sie nicht mehr die natürliche Nahrung geben konnten, und dazu draußen der scharfe, kalte Wind und der tiefe Schnee! Wir brauchten Stunden, um nur in diesem einzigen Slum alle Familien zu besuchen und um dafür zu sorgen, daß dort wenigstens an diesem Abend Niemand hungrig und kalt sich schlafen legen mußte. Es war spät geworden. Bei spärllichem Lichte, welches die wenigen Gaslaterne gaben, suchten wir noch andere Viertel auf, wo Polen und besonders Juden zusammengepfercht leben. Die Anzahl Derer, denen wir mit dem Nothwendigsten helfen können, war natürlich im Verhältnis zu der Gesamtheit der Bedürftigen verschwindend klein. Glücklicherweise blieben noch genügende Mittel übrig, um einen weiteren Gang zu machen, dessen Ziel diesmal einige Meilen weiter östlich, in der Nachbarschaft der großen Docks lag. Schon als ich vom Pferdebahnwagen stieg, bemerkte ich Hunderte von Arbeitern, die an den Dockeingängen herumlungerten. Faulenzler sind sie nicht, denn Tag für Tag kommen sie dorthin, in der Hoffnung, irgend eine Arbeit zu erhalten. Aber Wenige sind es, deren Hoffnungen erfüllt werden. Das irdene Pfeisichen, welches die Meisten im Munde haben, wollen wir ihnen gern gönnen; denn was sie rauchen, sind ja doch meistens nur kleingeschnittene Zigarrenstummel, die sie aufgesammelt, und das Rauchen hat wenigstens das Gute, daß das Knurren des Magens nicht gar zu laut wird. Begleitet von einem Herrn, der die dortige Nachbarschaft und deren Bewohner gut kannte, war ich bald wieder in den Slums, die womöglich noch grauenhafter waren, als die früher besuchten. Die Bewohner, welche wohl den Zweck unseres Besuches ahnen mochten, standen bald in Schaaren um uns herum, wurden jedoch Alle in ihre Behausungen zurückgeschickt mit dem Versprechen, daß wir Seden besuchen würden. Und nun begann wieder die Wanderchaft und das halbbrecherische Auf- und Abklettern. Durchgängig fanden wir, obgleich es schon Nachmittag war, die Bewohner seit dem vorhergehenden Abend noch keinen Bissen Nahrung genossen hatten, mit Ausnahme einiger Kinder, denen die Eltern ihr Stück trockenres Brod abgetreten hatten. Immer dieselbe Geschichte: der Vater seit Monaten außer Arbeit, alles Hausgeräth längst im Pfandhaus. Beinahe überall verfaben Ruinen von früheren Matratzen und Häusen von halbverfaulten, alten Säcken die Stelle der Betten, wie Lumpen und Zeitungen die Stelle der Fensterscheiben vertraten. Auffallend und doch natürlich war es, daß, wo wir auch immer fragten, was am willkommensten sein würde, wir stets die Antwort erhielten: „Thee!“ Darnach wurde noch eher gefragt, als nach Brod. Das warme Getränk ist für diese armen frierenden Menschen eben das zunächst Wünschenswerthe. Der Raum erlaubt mir nicht, in weitere Einzelheiten einzugehen; Manches von dem, was ich gesehen, will ich auch lieber verschweigen. Nur das Eine noch: wir begegneten auch schönen Jüngen, die dafür sprechen, daß auch unter den zerfetzten und schmutzigsten Huden mancher Slumbewohner edle Herzen schlagen. So antwortete mir ein Mann, dem ich etwas anbot, indem er aus dem Kasten ein Stück Brod und eine Kruste Käse hervorholte und sagte: „Hier, Sir, das habe ich noch, und das genügt mir; mein Nachbar hat viele Kinder und braucht's nöthiger, geben Sie dem desto reichlicher.“ Die Existenz der Slums ist eine Schmach für das sich zivilisirt nennende England, für London besonders, wo so Viele im Ueberflusse schwelgen. Man mag sagen, daß diese schreckliche Armuth zum Theil selbst verschuldet ist, daß sie theilweise dem Trunk auf die Rechnung geschrieben werden muß; dagegen sage ich nichts. Aber daß man Menschen noch in solchen Hohlen in London finden kann, das ist unverantwortlich. Glücklicherweise hat das Londoner County Council sich aufgerafft, um solche Schwachstätten vom Erdboden zu vertilgen; schon sind wieder einige geschlossen und andere werden in kürzester Zeit der Pflanz zum Opfer fallen. Aber ehe die ganze Arbeit gethan ist, ehe es keinen Slum mehr giebt, wird noch viel Wasser die Ahemse hinablaufen. Alle Achtung vor dem edlen Manne, dessen reichliche Gabe wenigstens auf einige Zeit und wenigstens in einigen Slums dem Hunger und der Kälte Einhalt gethan hat.“

Aus den Ausführungen geht schon hervor, daß der Verfasser jedenfalls die Dinge als Bourgeois betrachtet; die Idee, daß „die schreienden Mißstände im Workhouse jetzt durchweg abgeschafft sind“, daß „die schreckliche Armuth zum Theil selbst verschuldet ist, daß sie theilweise dem Trunk auf die Rechnung geschrieben werden muß“, und schließlich der Gedanke, daß man das Elend in den Slums aufheben kann, wenn man die Armen aus ihren Hohlen treibt und die Häuser einreißt, was doch nur zur Folge hat, daß die Betreffenden auch noch obdachlos werden. — All das zeigt, daß der Verfasser keineswegs ein „sozialistischer Verbeher“ ist. Um so schrecklicher ist die Schilderung, die er giebt.

Fabrikgesetzgebung in British-Indien.

„Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ hat die Regierung eine Enquete über das Arbeiterwesen in Indien veranstaltet, als deren Ergebnis nunmehr der Bericht der Fabrikkommission vorliegt. Die wesentlichsten Punkte des Berichtes sind folgende: 1. Die bereits bestehende Beschränkung der Arbeitszeit für Frauen auf 11 Stunden täglich wird als genügend erkannt. (Diese Beschränkung hat nämlich nur Gültigkeit auf dem Papier). Die Arbeiterinnen selber wünschen keine weitere Abkürzung der der Arbeit gewidmeten Zeit und haben sich vielfach gegen die Einmischung der Behörden in diese Angelegenheit ausgesprochen. (Natürlich, sie wünschen noch viel mehr ausgezogen zu werden; das macht ihnen riesiges Vergnügen, wenn sie sich krank und elend arbeiten, damit ihr Ausbeuter mehr in die Tasche stecken kann). 2. Die Kommission spricht sich gegen die Schaffung einer neuen Schutzkategorie im Arbeiterschutzgesetz für Nichterwachsende aus (wäre auch schade) und befürwortet die Hinaufsetzung der Minimalaltersgrenze der zur 11 stündigen Fabrikarbeit berechtigten Kinder auf das 14. Jahr. 3. Die Kommission hält, mit Ausnahme des Schichtwechsels, bei Kindern eine 9 stündige Arbeitsdauer für zu lang, dagegen könnten 9 Stunden Kinderarbeit an 4 Tagen, also 36 Stunden per Woche, wie dieselbe in der Praxis schon heute in den bengalischen Fabriketablissements eingeführt ist, nicht als Arbeitsüberbürdung angesehen werden, ja man könnte bis zu 54 Stunden wöchentlich gehen; jede Verringerung müßte übrigens zu einer Reduktion der Löhne führen. (Ei ei, und sie wollen natürlich bloß, daß die Kinder recht viel verdienen). Außerhalb des Schichtsystems sollten die Kinder nicht mehr als $6\frac{3}{4}$ Stunden per Tag beschäftigt werden. 4. Frauen und Kinder sollen einen freien Tag in der Woche haben, ebenso die Jünglinge, dort wo eine ununterbrochene Produktion nicht unbedingt nöthig ist. Die Kommission ist endlich der Ansicht, daß bei Erwachsenen in der Regelung der Arbeitszeit keine gesetzliche Intervention nothwendig sei. (Bewahre). Im Allgemeinen approbirt die indische Presse die Mäßigung (Mäßigung ist gut!), welche der Bericht der Kommission sowohl im Ton als in der Sache wahren läßt; die Verhältnisse in Indien lägen eben anders als in Mutterlande und könnten daher auch deren Arbeitergesetze einander nicht assimilirt werden. (Die Verhältnisse liegen deshalb anders, weil die indischen Arbeiter noch nicht genügend aufgeklärt sind und sich in ihrer Dummheit noch als Zitronen behandeln lassen, die man ausquetscht bis auf den letzten Tropfen).

Die Arbeitslöhne in Paris.

Nach den Erhebungen der parlamentarischen Kommission der französischen Deputirtenkammer theilt der Wiener „Arbeiterschutz“ folgende Lohnstatistik der Arbeiter in Paris mit:

Francs 3	täglich und weniger hatten	13	= 0,1	Proz.
3-4	„	137	= 1,6	„
4-5	„	533	= 5,9	„
5-6	„	1394	= 15,3	„
6-7	„	2121	= 23,2	„
7-8	„	2869	= 31,2	„
8-9	„	1202	= 13,2	„
9-10	„	345	= 3,8	„
10	und mehr	321	= 3,5	„

Was die Art der Bezahlung betrifft, so erhielten

Stundenlohn	5147 Arbeiter	= 56,5	Proz.
Tagelohn	1731	= 19	„
Stüchlohn	2058	= 22,6	„
Monatslohn	158	= 1,6	„

Die Arbeitslosigkeit stellte sich folgendermaßen:

Immer in Arbeit waren	1630	= 17,9	Proz.
2 Monate und weniger feierten	1340	= 14,7	„
3 Monate feierten	2221	= 24,3	„
4 Monate feierten	1813	= 20,0	„
5 Monate und mehr	1572	= 17,2	„

Regelmäßig einen Ruhetag in der Woche hatten 5153 Arbeiter = 57 Proz. Keinen regelmäßigen Ruhetag 2386 = 25,5 Proz. Nur einen halben Ruhetag wöchentlich hatten 1572 = 17,4 Proz.

Die Bauarbeiter stellen zu den beiden Klassen die größte Zahl. Es wüden viele von ihnen die Länge der arbeitslosen Zeit durch Sonntagsarbeit auszugleichen.

Der „National“reichtum Nordamerikas.

Eine Londoner Arbeiterzeitung veröffentlicht folgende Statistik aus den „Vereinigten Staaten“, welche die Vertheilung des Reichthums hübsch illustriert:

200 Personen haben	88 Mill. Mark,	zusammen	17 $\frac{1}{2}$ Milliarden
400	40	„	16
1 000	20	„	20
2 000	11 $\frac{1}{2}$	„	23
6 000	4	„	24
15 000	2	„	30
24 600 Personen haben	130 $\frac{1}{2}$ Milliarden		

Die Vereinigten Staaten haben 50 Millionen Einwohner; wenn man noch 2 Millionen annimmt, welche in erträglichen Verhältnissen leben, so bleiben fast 48 Millionen, denen das Nothwendigste fehlt, damit 24 000 Prozen ihre Geldschränke fällen können.

Literarisches.

Leo Tolstoi, Früchte der Aufklärung. Verlag von Rich. Wilhelm. Berlin. Preis 1,50 Mark.

Unermüdblich thätig, seine moralischen und sozialen Ueberzeugungen zu verbreiten, greift Tolstoi zu jedem Ausdrucksmittel, das ihm geeignet scheint: er schreibt nation-ökonomische Untersuchungen und Erzählungen, philosophische Abhandlungen und Tragödien, Evangelienkommentare und Lustspiele.

Sein neuestes Werk, das Lustspiel „Die Früchte der Aufklärung“ steht freilich in keiner Beziehung auf der früheren Höhe. Weder erreicht es seine älteren Werke an ästhetischem Werth, noch an sozialistischer Bedeutung.

Die „Kreuzersonate“ hatte ihre hohe künstlerische Bedeutung. Noch nie war das geschlechtliche Problem in solcher Tiefe gefaßt und dargestellt. Noch nie hatte ein Künstler diese Dinge so ohne allen Myrismus, ohne alle Phrase, so ganz in ihrer nackten, einfachen Wahrheit geschildert. Und sicher hat zu dem gewaltigen Eindruck, den das Buch in der ganzen Welt hervorgerufen hat, neben der imposanten ästhetischen Philosophie, diese dichterische Bedeutung sehr viel beigetragen.

Eine Dichtung von dem Werth der „Kreuzersonate“ sucht man in den „Früchten der Aufklärung“ vergebens. Es wäre ja auch wunderbar, wenn neben dem tragischen das komische Genie in der Brust eines einzigen Mannes Platz hätte. Man kann nur das Eine sein, Prediger oder Satiriker; und wenn man ein bedeutender Dichter ist, so wird man ja nichts geradezu Satiresches schaffen, man wird immer eine ganz respektable Leistung zur Welt bringen; aber ein Werk, wie die „Kreuzersonate“ in ihrer Art ist, kann Niemand erwarten.

Der Inhalt ist in kurzem folgender:

Es soll, wie dies der Grundgedanke bei allen früheren Werken Tolstoi's ist, die Kultur und die gesunde Natürlichkeit gegenübergestellt werden. Die Kultur wird von einer herrschaftlichen Familie vertreten, wo der Mann sich mit allerhand Aberglauben und Spiritismus betrügen läßt, die Frau allershand fixe hypochondrische Ideen hat, die Tochter unverkämmt isolirt, der Sohn ein nichtsnutziger Bummel und Zeitverschwämmer ist — und wo die Freunde und Bekannten die entsprechende Ergänzungen bilden: ein über-schlauer Professor, ein Arzt, der die Hypochondrie der Frau ausbeutet, Modegeden und so fort. Die Natürlichkeit vertreten eine Deputation von Bauern, welche an den Herrn abgeschickt sind, um Land zu kaufen, und welche mit der Dienerschaft die nöthigen Tolstoi'schen Kommentare zu dem tollen Treiben der Herrschaften reden.

Der Herr will den Bauern das Land nicht verkaufen; eine Dienerin aber, welche eine Liebelei mit einem Sohn des einen Bauern hat, weiß seine Einwilligung doch zu erzielen. Sie ist es gewesen, welche durch allerlei Taschenpielerkünste bisser immer die spiritistischen Erfolge hervorgebracht hat, zu ihrem eigenen Vergnügen. Sie preßt jetzt ihren Liebhaber als Medium an und läßt durch diesen dem Herrn den Kaufkontrakt in die Hände spielen, so daß er glaubt, die Geister rathen ihm die Unterschrift, und ihren Willen erfüllt. Diese Handlung ist dann noch mit einigen Arabesten verziert, und das ist das Ganze.

Die zu erwarten, kommen im Einzelnen sehr hübsche und feine Züge vor, aber das sind doch nur sehr seltene Rosinen im Teig. Im Ganzen und Großen ist das Stück nach seinem ästhetischen Werth eine respektable Durchschnittsleistung, etwa im Range eines Freitag'schen Drama's; und wenn es nicht Tolstoi wäre, der es geschrieben hat, so wäre es wahrscheinlich Niemandem eingefallen, das Lustspiel zu überlegen.

Auch als Agitationschrift für seine Weltanschauung betrachtet, erreicht das Werk nicht die Höhe früherer Arbeiten. Tolstoi hat sich die Sache diesmal sehr leicht gemacht. Als „Früchte der Kultur“ diese Judaxien zu betrachten, ist doch wohl etwas sehr gewaltsam. Gewiß, auch Karten, wie Swendin, seine Frau, der Professor, Geden und Halbidoten wie sein Sohn und dessen Freunde, Schwindler wie Großmann sind „Früchte der Kultur“, aber sie sind nur auch Früchte der Kultur, nicht die Früchte. Will der Dichter auf die Denkenden Eindruck machen, so darf er das nicht verwechseln, so muß er Durchschnittsgefallen wählen, muß er sogar zeigen, welcher Wurm in den schönsten und besten Früchten sitzt. In früheren Werken hat er das gethan. Gestalten, wie Pierre in „Krieg und Frieden“ oder Jüri Rejznow aus den kleineren Novellen, sein eigener Charakter, wie er ihn in seinen Bekenntnissen schildert — das sind andere Figuren, das sind Figuren, welche uns überzeugen. Aus jenen Werken ist uns das Bild des Dichters bekannt als eines tiefen, ernsten, verzweifelnden Wahrheitsforschers. Dieses Lustspiel hier ist aber das Werk eines moralischen Kannegeher's. Nefent gehört selbst zu den aufrichtigsten Bewunderern Tolstoi's; aber gerade deshalb thut es ihm weh, daß ein solcher Mann ein solches Buch schreiben und überlegen lassen konnte.

Vielleicht läßt sich eine Erklärung finden. Es ist möglich, daß Tolstoi seinen Stoff zum Grottesken erheben wollte, daß er ein Lustspiel nicht à la Kopehev oder Blumenthal, sondern nach Aristophanes oder Reston schreiben wollte. Deshalb greift er vielleicht zu diesem Personal, zu gerade diesen „Früchten der Kultur“, zu diesen Anschauungen und Gedanken?

Aber die Kraft des Grottesken, die seltenste, die es giebt, geht ihm vollständig ab. Er hat nichts geschaffen, als ein ganz ordinäres Intriguenstück, wo eine schnippische Kammerzofe die Herrschaften überdoppelt. Das kann Sardou auch, das machen Meilhac und Halévy besser. Kann denke sich die streifen Ausdrücke weg, die noch aus dem Russischen stammen, gebe ein wenig Sentimentalität dazu und streiche einige seine Beobachtungen, vielleicht im Ganzen eine Seite — und man hat das schönste Repertoirestück für das „Residenztheater“.

Dr. Christian Hübelmann. Ein jesuitischer Feldzugsplan zur Ausrottung aller Keper. Nürnberg, 1891, Verlag von Bruno Henning's. Der Herausgeber bildet sich wahrscheinlich ein, daß wir den protestantischen Pfaffen gegen die jesuitische Konturgen beistehen werden. Wir haben natürlich dazu gar keine Ursache, sondern werden uns nur über den bevorstehenden „geistigen Kampf“ der Beiden, als unbetheilte Dritte amüsieren.

Moritz Bittlinghausen. Die direkte Gesetzgebung durch das Volk. Vierte Auflage. Inhalt: 1. Die Philosophie der Gesetzgebung. 2. Ueber die Nothwendigkeit der direkten Gesetzgebung durch das Volk. 3. Die unhaltsbaren Grundlagen des Repräsentativsystems. 4. Ueber die Organisation der direkten Gesetzgebung durch das Volk. 5. Ueberlegung der gegen die direkte Gesetzgebung durch das Volk gerichteten Einwürfe. Das Buch, welches in gründlicher und zugleich allgemeinverständlicher Weise eine unserer wichtigsten politischen Forderungen auseinandersetzt, ist zu herabgesetztem Preise, anstatt zu 2,50 Mark für 1,75 Mark vor der Expedition der „Vergifteten Arbeiterstimme“ in Solingen zu beziehen; gegen Einsendung von Mark 1,85 Mark in Briefmarken franko.

G. Holke: Sozial. Eine Erzählung aus dem Staate der Sozialdemokratie. Berlin, Braun, 163 S., 1 Mark.

Ein dummeres Gemäch haben wir selten gefunden; bei der 30. Seite ging uns die Geduld aus, und wir haben nicht weiter gelesen. Das Buch schenkt eine Art sozialistischer Utopie vorstellen zu sollen mit einer Liebesgeschichte dazwischen. Wir können unsere Leser nur warnen, den Schwärmer zu kaufen.

Verheißung.

Nicht mehr barfuß sollst Du traben,
Deutsche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommst du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefel sollst du haben!

Auf dem Haupte sollst du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß sie dir die Ehren schütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekommst sogar zu essen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Laß dich nur vom weichen Satyr
Nicht verlocken zu Erzeßen!

Werde nur nicht dreist und dreister!
Seh' nicht den Respekt bei Seiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister!

Geistlich Heine.

Fettfugel.

Von Guy de Maupassant. (Nachdr. verboten.)

(2. Fortsetzung.)

Noch immer aber war der Kutscher nicht zu finden. Schließlich entdeckte man ihn im Kaffeehaus des Ortes, wo er brüderlich mit der Ordonnaiz des preussischen Offiziers am Tische saß. Der Graf redete ihn an:

„Hat man Ihnen nicht befohlen, um acht Uhr anzuspannen?“

„Jawohl,“ entgegnete jener, „aber seitdem habe ich schon wieder einen anderen Befehl erhalten.“

„Welchen?“

„Ich soll nicht anzuspannen.“

„Wer hat Ihnen diesen Befehl gegeben?“

„Nun! der preussische Kommandant.“

„Warum?“

„Das weiß ich nicht, da müssen Sie ihn selbst fragen. Man verbietet mir eben, anzuspannen, also thue ich es auch nicht.“

„Hat er Ihnen das selbst gesagt?“

„Nein, mein Herr, der Wirth hat mir in seinem Auftrage den Befehl erteilt.“

„Wann ist dies geschehen?“

„Gestern Abend, als ich zu Bett ging.“

Diese Erklärung erweckte in den drei Männern ernste Besorgniß. Man frug nach Herrn Follenvie, allein das Dienstmädchen erklärte, daß ihr Herr wegen seines Hustens niemals vor zehn Uhr aufstehe. Er hätte ausdrücklich verboten, ihn früher zu wecken, ausgenommen wenn es im Hause brenne.

Nun wollte man den Offizier sehen, allein dies war absolut unmöglich, obwohl derselbe im Gasthause wohnte. Nur Herr Follenvie war ermächtigt, ihn in Zivilangelegenheiten zu sprechen. So mußte man denn warten, und die Frauen gingen einstweilen wieder auf ihre Zimmer, wo sie sich mit allerhand Kleinigkeiten beschäftigten.

Cormudet machte es sich unter dem hohen Küchensamin bequem, in welchem ein tüchtiges Feuer brannte. Hier ließ er sich ein Tischchen aufstellen, bestellte einen Schoppen Bier und zog seine Tabakspfeife hervor, welche unter den Demokraten fast ebensoviel Achtung genoß wie er selbst, gerade als ob sie, indem sie Cormudet diente, dem Vaterland einen wichtigen Dienst geleistet habe. Es war eine prächtig angerauchte Meerschaumpfeife, ebenso schwarz wie die Zähne ihres Herrn. Unbeweglich saß er da, die Augen bald auf die Flamme des Feuers, bald auf den Schaum in seinem Glase bestend, und jedesmal, wenn er getrunken hatte, strich er befriedigt mit seinen dünnen Fingern über seine langen grauen Haare, während er an seinem schaumbedeckten Schnurrbart sog.

Loiseau ging unter dem Vorwande, sich die Beine zu erwärmen, fort und suchte bei den Krämerinnen des Ortes seinen Wein anzubringen. Der Graf und der Fabrikbesitzer begannen über Politik zu plaudern. Sie sahen schon das künftige Geschick Frankreichs voraus. Der eine vertraute auf die Truppen von Orleans, der andere hoffte auf irgend einen unbekannten Retter, auf einen Helden, welcher auserstehen werde, wenn alles schon in Verzweiflung sei: vielleicht einen Du Guesclin oder eine Jungfrau von Orleans oder einen zweiten großen Napoleon? Ach! meinten sie, wenn nur der kaiserliche Prinz nicht noch so jung wäre! Cormudet, dessen Pfeife die ganze Küche durchduftete, hörte ihnen lächelnd zu, wie ein Mann, welcher die Geschichte der Völker längst durchschaut hat.

Schlag zehn Uhr erschien Herr Follenvie. Schnell ward er mit Fragen bestürmt, aber er konnte nur zweimal dreimal dieselben Worte wiederholen:

„Der Offizier hat mir gesagt: Herr Follenvie, Sie werden verboten, daß morgen der Wagen jener Reisenden angespannt wird. Sie dürfen nicht ohne meinen Befehl abreisen. Verstehen Sie!“

Nun wollte man mit dem Offizier selbst sprechen; der Graf schickte ihm seine Karte, auf welcher Herr Carré-Lamadon noch seinen Namen und alle seine Titel vermerkte. Der Preuße ließ antworten, daß er diese beiden

Männer vorlassen wolle, sobald er gefrühstückt habe, das heiße gegen ein Uhr.

Inzwischen erschienen die Damen wieder, und trotz der tiefen Besorgniß nahm man doch einen kleinen Jubel zu sich. Fettfugel schien unwohl zu sein und legte eine merkwürdige Bestärkung an den Tag. Man war eben fertig mit Kaffeetrinken, als die Ordonnaiz jene beiden Herren abholte. Loiseau schloß sich ihnen an; als man aber Cormudet zur Theilnahme zu bewegen suchte, damit derselbe dem Ganzen einen mehr feierlichen Charakter verleihen, erklärte er stolz: nie wolle er zu den Deutschen in irgend welche Beziehung treten. Mit diesen Worten zog er sich wieder in seine Kammer zurück und bestellte einen neuen Schoppen.

Die drei Männer stiegen nun hinauf und wurden in das schönste Zimmer des Gasthauses geführt, wo der Offizier sie empfing. Derselbe hatte sich behaglich in einen Lehnstuhl ausgestreckt, die Füße auf dem Kaminsims gestemmt, rauchte eine lange Porzellanpfeife und war in einen grellfarbigen Schlafrock gehüllt. Er stand weder auf, noch grüßte er die Eintretenden, ja er sah sie nicht einmal an und lieferte somit ein ausgezeichnetes Beispiel für die Unerschlichkeit, welche dem siegreichen Soldaten aller Nationen eigen zu sein pflegt.

Nach längerem Schweigen sagte er endlich:

„Was wollen Sie?“

Der Graf ergriff das Wort und erklärte: „Wir wünschen abzureisen, mein Herr.“

„Nein.“

„Dürfte ich mir dann erlauben, Sie nach dem Grunde dieser Weigerung zu fragen?“

„Nun, weil ich nicht will.“

„Dann möchte ich Sie gehorsamst darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß Ihr Obergeneral uns eine Reisevollmacht bis Dieppe ausgestellt hat, und ich glaube nicht, daß unser Benehmen eine solche Strenge verdient hat.“

„Ich will nicht . . . das ist alles . . . Sie können wieder gehen.“

Alle drei verneigten sich und verließen das Zimmer.

Während des ganzen Nachmittags herrschte eine klägliche Stimmung unter der Reisegesellschaft. Man konnte diese Laune des Deutschen durchaus nicht begreifen, und die sonderlichsten Gedanken tauchten auf. Alle hielten sich in der Küche auf, wo man sich in endlosen Auseinandersetzungen erging und die unwahrscheinlichsten Dinge sich einbildete. Vielleicht wollte man sie als Geißeln zurückhalten — aber zu welchem Zwecke? — oder sie in die Gefangenschaft schleppen? oder schließlich ein beträchtliches Lösegeld von ihnen fordern? Bei diesem Gedanken erfaßte Alle höllische Angst. Die Reichsten unter ihnen waren am meisten erschrocken, indem sie sich schon gezwungen sahen, für ihr Leben diesem „unverschämten Soldatenlummel“ ganze Säcke voll Gold in die Hände zu liefern. Sie zermarterten sich das Hirn, um irgend welche annehmbare Nothlüge zu entdecken, mit der sie ihre Reichthümer verheimlichen und sich für ganz arme Leute ausgeben könnten. Loiseau häfelte schleunigst seine goldene Uhrkette ab und verbarg sie in die Hosentasche. Als schließlich die Nacht hereinbrach, steigerte sich die Angst immer mehr. Es wurde die Lampe angezündet, und da man bis zum Diner noch zwei Stunden Zeit hatte, schlug Frau Loiseau eine Partie „Einunddreißig“ vor. Der Vorschlag wurde angenommen, und selbst Cormudet, nachdem er anstandshalber seine Pfeife hatte ausgehen lassen, theilnahmte sich daran.

Der Graf mischte die Karten, gab, und Fettfugel gewann das erste Spiel; so dauerte es nicht lange, bis das Interesse am Spiel die Furcht, welche alle Gemüther beherrschte, unterdrückte. Aber dem aufmerksamen Beobachter Cormudet entging es nicht, daß Herr und Frau Loiseau einander verständigten, um während des Spiels zu mogeln.

Als man sich zu Tische setzte, erschien Herr Follenvie wieder und fragte laut mit freischender Stimme:

„Der preussische Offizier läßt Fräulein Elisabeth Rouffet fragen, ob sie ihre Meinung noch nicht geändert habe.“

Fettfugel blieb erbleichen stehen; dann ward sie plötzlich feuerroth im Gesicht, und der Born erstickte ihre Stimme. Schließlich polterte sie hervor:

„Sagen Sie diesem würdigen Herrn, daß ich nie einwilligen werde! verstehen Sie wohl? nie, nie, nie!“

Nachdem der dicke Wirth wieder hinaus war, wurde Fettfugel umringt, mit Fragen bestürmt, und alle baten sie inständig, das Geheimniß zu enthüllen. Anfangs weigerte sie sich, bald aber konnte sie ihre Erregung nicht mehr bezähmen und rief:

„Was er will? . . . was er will? . . . Er will bei mir schlafen!“

Niemand nahm an dem Worte Anstoß, so heftig war die Entrüstung. Cormudet zerbrach sogar sein Bierglas, weil er es zu energisch auf den Tisch niedersetzte. Von allen Seiten wurde jener unwürdige Patron verwünscht, und alle vereinigten sich zum Widerstande, als ob man von einem jeden einen Theil des von ihr georderten Opfers verlangt hätte. Der Graf erklärte mit tiefer Verachtung, daß jene Soldaten sich gerade wie die

alten Barbaren betragen. Besonders die Frauen empfanden für Fettfugel inniges Mitleid, während die frommen Schwestern, welche sich überhaupt nur bei den Mahlzeiten sehen ließen, schweigend den Kopf senkten.

Nachdem die erste Zornesaufwallung vorüber war, schritt man zwar zum Diner; allein es wurde wenig gesprochen, und alle waren mehr oder weniger in Gedanken versunken.

Die Damen zogen sich sehr zeitig zurück, und die Männer begannen wieder ein Kartenspiel, zu welchem auch Herr Follenvie eingeladen wurde, den man dabei schlau nach der Art und Weise zu fragen beabsichtigte, wie der Widerstand des Offiziers am besten zu überwinden sei. Jener aber war so in sein Spiel vertieft, daß er weder hörte noch sah, sondern immer wiederholte:

„Passen Sie auf das Spiel auf, meine Herren.“

Seine Aufmerksamkeit war derart in Anspruch genommen, daß er sogar auszuspucken vergaß, wodurch zuweilen ein lautes Köcheln in seiner Brust entstand. Das Pfeifen in seinen Lungen brachte eine förmliche Asthma- tonleiter hervor, von den schweren tiefen Noten bis hinauf zu den schrillen Tönen, welche man bei einem jungen Hahn hört, wenn er zu krähen versucht.

Er weigerte sich sogar, hinaufzugehen, als seine Frau, welche sich des Schlags kaum mehr erwehren konnte, ihn zu Bett holen wollte. Schließlich ging sie allein, denn sie war gewohnt, stets vor Sonnenaufgang aufzustehen, während ihr Mann zwar früh lange schlief, dafür aber immer bereit war, mit Freunden bis tief in die Nacht hinein zu plaudern. Er rief ihr noch nach:

„Vergiß nicht, meine Hühnermilch warm zu stellen!“

Dann war er wieder beim Spiel. Als man schließlich einsah, daß auf diese Weise nichts von ihm zu erfahren war, erklärte man, daß es Zeit sei aufzubrechen, und ein jeder ging zu Bett.

Am nächsten Morgen standen alle ziemlich früh auf; man hegte eine unbestimmte Hoffnung, einen gesteigerten Wunsch, fortzukommen, und dachte mit Schrecken daran, daß man schließlich noch einen Tag in diesem scheußlichen Gasthause verbringen sollte.

Aber, o Schrecken! Die Pferde blieben im Stalle, und der Kutscher ließ sich nicht sehen, so daß man schließlich aus langer Weile um den Wagen herumspazierte.

In trauriger Stimmung wurde das Frühstück eingenommen, wobei sich Fräulein Fettfugel gegenüber eine gewisse Kälte bemerkbar machte, denn während der Nacht mochte sich so manches Urtheil ein wenig geändert haben. Jetzt war man sogar fast böse darüber, daß diese Dirne nicht insgeheim des Preußen Wunsch erfüllt hatte, um damit nunmehr ihren Reisefährten eine glückliche Ueber-raschung zu bereiten. Was wäre denn einfacher gewesen? Wer würde es denn übrigens erfahren haben? Sie hätte immer noch den Schein des Anstandes retten können, wenn sie dem Offizier sagte, daß sie es nur aus Mitleid gegen ihre Genossen thue. Für eine Person wie sie, konnte es doch von gar keinem Belang sein!

Aber noch immer wagte Niemand, diese Gedanken auszusprechen. Als man am Nachmittag eine tödliche Langeweile empfand, schlug der Graf einen Spaziergang in die Umgebung des Ortes vor. Jeder hüllte sich sorgfältig in seine Winterkleider, und so ging die kleine Gesellschaft fort, ausgenommen Cormudet, welcher lieber am Ramin sitzen blieb, und die frommen Schwestern, welche den Tag entweder in der Kirche oder beim Pfarrer zu verbringen pflegten.

Die Kälte wurde mit jedem Tage heftiger und spielte den Nasen und Ohren der Reisenden übel mit; die Füße begannen derart zu schmerzen, daß jeder Schritt ihnen eine Qual schien, und als sich schließlich das offene Land vor ihnen ausbreitete, erschien dieses ihnen unter der endlosen Schneedecke so düster, daß alle sofort wieder umkehrten, die vier Frauen voran, während die drei Männer ihnen in einiger Entfernung folgten.

Loiseau, welcher den Grund der Verstimmung begriff, frug plötzlich, ob jene „Dirne“ sie denn noch länger an einem solchen Orte aufhalten wolle. Der Graf aber, immer der höfliche Mann, entgegnete, daß man von einem Weibe ein so schweres Opfer nicht fordern könne, sondern daß es ihr guter Wille sei, wenn sie es bringe. Herr Carré-Lamadon bemerkte, daß, wenn man den Gerüchten glauben dürfe, nach welchen die Franzosen einen Offensivstoß zurück nach Dieppe machen wollten, der Entscheidungskampf nur in Tötes stattfinden werde. Diese Erklärung rief allgemeine Besorgniß hervor.

„Wie wäre es denn, wenn wir uns zu Fuße zu retten suchten?“ fragte Loiseau.

Da entgegnete der Graf achselzuckend:

„Glauben Sie, daß dies bei solchem Schnee und noch dazu mit unsern Frauen möglich ist? Außerdem würde man uns sofort verfolgen und gefangen zurückschleppen, um uns der Gnade und Ungnade dieser Soldaten zu überantworten.“

Das war allerdings wahr, und man schwieg.

Die Damen plauderten unterdessen über Toilettenangelegenheiten; dabei konnte man aber eine gewisse Spannung bemerken, welche zwischen ihnen herrschte.

Pöblich erschien am Ende der Straße der Offizier, und seine dünne Taille machte den Eindruck, als ob eine Wespe in Uniform daherkomme. Er ging breitpurig mit jener, den Militärs eigenen Bewegung, welche sich sorgfältig hüten, ihre fein gewichsten Stiefeln zu beschmutzen. Als er an den Damen vorüberkam, verneigte er sich, warf aber einen verächtlichen Blick auf die Männer, welche übrigens Selbstgefühl genug besaßen, ihn nicht zu grinsen, obwohl Loiseau unwillkürlich nach seiner Kopfbedeckung fuhr und dieselbe zurechtlegte.

Zeitlucal war roth geworden bis über die Ohren, und die drei verheiratheten Frauen empfanden es als eine tiefe Kränkung, von dem Soldaten in Gesellschaft jenes Frauenzimmers getroffen zu werden, welcher er einen so unanständigen Antrag gemacht hatte.

Hierauf sprach man über ihn selbst, über seine Haltung und sein Gesicht. Frau Carré-Lamadon, welche viele Offiziere kennen gelernt hatte, urtheilte als sachverständige Person und fand den Preußen durchaus nicht äbel; sie bedauerte sogar, daß er nicht Franzose sei, weil er dann einen prächtigen Husaren abgeben würde, in den sicherlich alle Frauen vernarrt wären.

Nachdem man einmal zurück war, wußte man nicht mehr, was man thun sollte, und selbst über unweichtliche Dinge zankte man sich aus bloßer Langweile. Schweigend und hastig wurde das Abendessen eingenommen, worauf ein jeder zu Bett ging, in der Hoffnung, durch Schläfen die Zeit totzuschlagen.

Am nächsten Morgen kamen alle mit schlaftrigen Gesichtern und in verzweifelter Stimmung herab, und die Frauen würdigten Zeitlucal kaum eines Blickes.

Ein Glöcklein ertönte; es wurde eine Kindtaufe gefeiert. Die dicke Dirne hatte selbst ein Kind bei Baversleuten in Nyetot auf der Ziehe, an welches sie für gewöhnlich gar nicht dachte; aber dieser Glöckenton erweckte in ihrem Herzen plötzlich eine solche mütterliche Zärtlichkeit, daß sie durchaus der Feierlichkeit beiwohnen wollte.

Sobald sie fort war, schaute eins das andere an, denn man fühlte wohl, daß es endlich einmal zu einer Entscheidung kommen müsse. Wieder hatte Loiseau einen glücklichen Einfall: er wünschte, daß dem Offizier der Vorschlag gemacht werde, Zeitlucal ganz allein zurückzubehalten und die übrigen abreißen zu lassen.

Herr Follenvie übernahm noch einmal die Vermittlung, allein er kehrte schon nach einigen Augenblicken zurück. Der Deutsche, welcher die menschliche Natur kannte, hatte ihn einfach zur Thür hinausgeworfen und erklärte, er werde die ganze Gesellschaft nicht eher verlassen, als bis sein Wunsch erfüllt sei.

Jetzt erging sich Frau Loiseau in pöbelhafter Weise: „Wir sollen doch nicht etwa hier an Altersschwäche sterben? Wenn es einmal das Geschäft dieser Lumpenliebe ist, sich allen Männern preiszugeben, so hat sie keineswegs das Recht, mit dem oder jenem eine Ausnahme zu machen. Ich will es Ihnen nur sagen, in Rouen hat sich das Frauenzimmer mit allen herumgeschmiert, sogar mit Kutschern! Jawohl, Madame, mit dem Kutscher der Präfectur! Und heute, wo es sich darum handelt, uns aus der Verlegenheit zu ziehen, spielt diese Kognase die Sprödel! . . . Ich finde, daß sich jener Offizier sehr gut zu benehmen weiß. Er hat vielleicht schon lange gefastet und würde ohne Zweifel eine von uns dreien vorgezogen haben. Aber nein, er begnügt sich mit dieser Allerweltsdirne und respektirt die verheiratheten Frauen. Denken Sie doch daran: er ist der Herr und braucht nur zu sagen: „Ich will“, um uns mit Gewalt seinem Willen zu unterwerfen.“

Die beiden anderen Frauen zitterten; die Augen der hübschen Frau Carré-Lamadon funkelten, und sie erblickte ein wenig, gerade als ob sie sich schon gewaltig von dem Offizier ergriffen fühlte. Die Männer, welche abseits über die Angelegenheit sprachen, rückten jetzt näher heran. Loiseau wollte „jene Glende“ an Händen und Füßen gebunden dem Feinde überliefern. Aber der Graf, dessen Urgroßvater bereits Gesandter gewesen war und der deshalb von Kindheit an eine Diplomatenatur besaß, erklärte mit schlauer Miene:

„Man muß sie zu überreden suchen.“
(Fortsetzung folgt.)

Der russische Markt.*)

Eine weltwirtschaftliche Umschau.
I.

Der Ruhm des Fürsten Bismarck ist schon bei dessen Lebzeiten so groß gewesen — nicht ganz ohne seine eigene Mitwirkung bei dessen Proklamirung — daß der Nachwelt wenig hinzuzufügen bleiben wird. Doch will ich dem gestürzten Staatsmanne keine Steine nachwerfen, wenn ich auch das letzte Verdienst, welches er sich durch seine Lobredner anrühmen ließ, Europa einen zwanzigjährigen Frieden erhalten und dessen weitere Dauer vorbereitet zu haben, auf die Bedeutung dieser Thatfache für uns prüfen muß: Ruht ein solcher Friede uns wirklich oder macht er unsere Kraft im Vergleich mit Anderen

*) Wir entnehmen diesen Artikel, der von dem bekannten Rudolph Reyer herrührt, den „Historisch-politischen Blättern“, einem ultramontanen Organ. Wie unsere Leser merken werden, zeichnen sich unsere ultramontanen Gegner von den protestantischen sehr vortheilhaft durch Scharfsinn und Wissenschaftlichkeit aus. In dem Aufsatz ist nichts geändert, wir drucken ihn genau ab, ohne uns natürlich mit seinem Inhalt zu identifiziren. Unsere eigene Ansicht über die Sache, eine sozialdemokratische Erwiderung auf diese sozialmonarchischen Ausführungen, werden wir geben, nachdem der Artikel fertig abgedruckt ist.

schwächer? Ich werde durchaus ohne Voreingenommenheit unsere Lage im Verhältniß zu unseren Nachbarn prüfen, um zu ermitteln, ob wir relativ stärker oder schwächer durch diesen zwanzigjährigen Frieden geworden sind, und werde dabei die rein äußerlichen Machtverhältnisse zwar voranzustellen, doch nur leicht berühren, um länger bei der Würdigung volkswirtschaftlicher Evolutionen zu verweilen, welche sich ziemlich regelmäßig nach eigenen Gesetzen entwickeln und also ein Urtheil auf ihre Wirkung eher gestatten, als politische Ereignisse, in denen das persönliche Element und das, was die Welt Glück und Zufall nennt, mehr in's Gewicht fällt.

Das ruhigte, von keinerlei Chauvinismus getrübe Urtheil über die Weltpolitik habe ich im Jahr 1880, als die Wunden von Sedan doch daselbst noch nicht vernarbt waren, in Frankreich bei einem damals fast achtzigjährigen großen Gelehrten, Ingenieur und hohen Staatsbeamten, Herrn F. Le Play, gefunden. Er befragte auf's Tiefste die Spaltungen, an denen Europa noch damals in Folge der Kriege von 1859 bis 1871 litt und die man an die Namen Bismarck-Napoleon III.-Cavour knüpfen kann. „Denn“, pflegte er zu sagen, „es giebt nur vier große Reiche in der Welt, und wenn die übrigen kleinen Nationen Europas nicht einen sehr festen Bund gegen diese vier großen Reiche schließen, sondern noch weiter fortfahren sollten, sich, wie ehemals die Indianerstämme Amerikas, zu bekämpfen, so werden sie, wie diese der Weißen, eine Beute einer oder mehrerer der vier großen Nationen werden. Diese vier großen Nationen sind die chinesische, die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von England, so lange es Indien beherrscht, und von Rußland.“

Le Play, ein großer Mathematiker, hatte auch in der Politik den Respekt vor der „großen Zahl“, die sich seiner Ansicht nach, auch hier zur Geltung bringe: die große Volkszahl. In der That sind jene vier Reiche entweder bereits Hundertmillionenreiche oder bestimmt, es bald zu werden, und dadurch allein schon den „kleinen“ Staaten, wie Frankreich, Norddeutschland, Oesterreich überlegen. Die Idee eines Bündnisses der kleinen Staaten ist übrigens eine französische und ihre Durchführung wurde zu Anfang des Jahrhunderts von Napoleon I. im Kontinentalsystem durch sieben Jahre versucht, damals mit seiner Spitze gegen die derzeitige einzige Weltmacht, England. Le Play meinte, das von ihm vorgeschlagene Bündniß der europäischen Kontinentalstaaten solle zunächst deren politischen und ökonomischen Schutz gegen Rußland, England und die Vereinigten Staaten zum Zwecke haben. Die Gerüchte, welche jetzt über eine geplante Zollunion in Mitteleuropa umlaufen, bezeichnen eine kläglich-kleinliche Konzeption, verglichen mit dem von Napoleon I. ausgeführten, von Le Play empfohlenen Bündnisse, und selbst in dieser beschränkten Form wird es zuletzt an dem Antagonismus zwischen Frankreich und Deutschland scheitern.

Deutschland und Oesterreich sind zunächst von den drei anderen Weltmächten nicht bedroht, von Rußland aber in erster Linie, und diese Bedrohung wächst in jedem Friedensjahre, so daß durch die Fortdauer des Friedens, in dem sich diese drei Mächte zu einander und zu anderen befinden, die Uebermacht Rußlands über die beiden eriteren fortwährend wächst. Dieses Wachsen der russischen Ueberlegenheit geht sogar noch schneller vor sich als das überlegene Wachsen seiner Bevölkerung, auf welches, als einen besonders markanten Beleg für diese Behauptung, ich doch hinweisen muß:

Durch Verührung mit den zwei Meeren, der Ditsch und dem Schwarzen Meere, war Rußland wirklich zu einer europäischen Macht geworden. Als nach Napoleon's I. Sturz das europäische Staatensystem auf dem Wiener Kongreß 1815 neu geordnet worden war, hatte Rußland nur 45 Millionen Einwohner, der deutsche Bund mit den außerdeutschen Theilen von Oesterreich und Preußen aber 57 Millionen. Da der letztere Staatenkomplex aber einer politischen Einheit entbehre, so war Rußlands Einfluß auf dem Kongreß und in den folgenden 45 Jahren, bis zur wirksamen Aufsechtung des auf dem Wiener Kongreß geschaffenen Staatensystems, auf letzteres selbst ein sehr viel größeres, als der von Deutschland, Oesterreich und Preußen zusammen genommen ausgeübte.

Die zwölf Jahre 1859-71 sind kriegerisch und bringen uns eine Revolution des Wertes des Wiener Kongresses. Bis zu ihrem Beginne hat sich Rußlands Bevölkerung, die 1815 nur 80 pCt. der vereinigten deutsch-oesterreichisch-preussischen betrug, bereits zu gleicher Höhe mit dieser, auf 75 Millionen, gehoben. Trotz des Krimkrieges und des polnischen Aufstandes hatte sich bisher und von da ab Rußlands Macht so gehoben, daß die Umgestaltungen der Karte Europa's sich nur mit seiner Zustimmung vollziehen konnten, so daß der jemalige Sieger in diesen zwölf kriegerischen Jahren die Bewilligung des Faren für jeden Friedensschluß einholen mußte. Diese Friedensschlüsse erhöhten alle die Macht Rußlands: jene von 1859 und 1866, indem sie Oesterreich, den widerstandsfähigsten Gegner Rußlands, schwächte, der von 1871, indem die Annektirung von Elsaß-Lothringen Frankreich zum bedingungslosen Verbündeten Rußlands in eventuellen Kriegen gegen seine westlichen Nachbarn machte.

Bzüglich dessen, was Deutschland in zwei Jahren erworben, Elsaß-Lothringen, sagte Marschall Graf Molke: es werde fünfzig Jahre lang mit den Waffen verteidigt werden müssen. Zwanzig Jahre ist es nun schon durch einen bewaffneten Frieden mit solchem Erfolge geschätzt worden, daß, wenn die Sachen sich in den nächsten

dreißig Jahren so weiter entwickeln, nach jenen fünfzig Molke'schen Jahren wir vollständig unfähig sein werden, den Versuch seiner, unserer Vertheidigung gegen die vereinigten Mächte Frankreich und Rußland zu unternehmen!

Als die Belagerung von Paris begann, hat sich Fürst Bismarck über ihre Dauer sehr getäuht, indem er darauf rechnete, daß Zwistigkeiten der Belagerten eine baldige Uebergabe der Stadt veranlassen würden. „Es bedurfte dazu der Ueberredung des knurrenden Magens.“ So hat er sich darin getäuht, daß das republikanische Regierungssystem Frankreich schwach und bündnißunfähig machen werde. Die Republik hält sich aber nun schon länger als bisher irgend eine Regierung seit dem Tode Ludwig's XVI. und ihr Ende ist durchaus noch nicht abzusehen. Alle früheren Regierungen sind durch Rutsche Revolten und Verschwürungen erschüttert worden, diese nicht. In dem Rüstungswettstreit mit Deutschland ist Frankreich nicht zurückgeblieben, und wenn berücksichtigt wird, daß der genossene Schulunterricht der Soldaten im Kriege eine wichtige Rolle spielt, so hat in dieser Hinsicht die französische Armee vielleicht die deutsche noch nicht erreicht, aber in den letzten zwanzig Jahren relativ mehr Fortschritte gemacht als diese. Die Staatsschulden und -Ausgaben haben sich in Frankreich mehr gesteigert als in Deutschland, jetzt aber scheint das Umgekehrte einzutreten. Dennoch hat sich der Wohlstand in Deutschland schneller vermehrt, als in Frankreich, und ist der Reichtum hier schneller gewachsen als dort. Vergleichen läßt sich nur indirekt beweisen. Wie die Konkurrenzfähigkeit der Industrie eines Landes mit der eines anderen auf dem neutralen Markt, nach dem Export der Waaren, erscheint, so erscheint die soziale Stellung der Menschen in einem Staate, verglichen mit der in anderen, darin, wie sie sich zum Auslande verhalten: die Leute wandern dorthin dauernd aus, „wo es ihnen besser geht, als in der Heimath.“

Nun, nur polnische Juden und polnische Landarbeiter suchen in Deutschland eine neue Heimath, nur diese elendesten Mitglieder der europäischen Bevölkerung hoffen durch Ansiedelung in Deutschland ihre Lage zu verbessern. Nach Frankreich aber wandern jährlich viele Tausend Belgier, Deutsche, Schweizer, Italiener und Spanier aus, heute noch so gut wie vor dreißig und zwanzig Jahren, und sie bleiben gern da. Dies ist ein vollgiltiger Beweis dafür, daß die materielle Lage, nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Geschäftsleute — denn auch solche etablierten sich viele alljährlich in Frankreich — trotz des Rüstungswettkampfes zwischen Frankreich und Deutschland in Frankreich nach wie vor besser ist, als in Deutschland, wozu noch kommt, daß die Verwaltung und Polizei in Frankreich eine viel freiere Bewegung gestattet, als in Deutschland. Presse, Vereine, Versammlungen und Koalitionen der Arbeiter sind vollkommen frei, so lange nicht Umsturz wirklich versucht wird, was selten geschah und dann stets leicht unterdrückt wurde, ohne daß die Regierung gezwungen worden wäre, plötzlich ein vom Sozialismus weniger angegriffenes Armeekorps nach der Hauptstadt kommen zu lassen, aus Besorgniß vor Arbeiteraufständen. Es scheint festzustehen, daß Frankreich den Rüstungswettkampf mit uns auch in den nächsten dreißig Jahren mit mindestens gleichem Erfolge wie wir fortsetzen und daraus nach dreißig weiteren Friedensjahren relativ ebenso stark hervorgehen wird, als es jetzt uns gegenübersteht. Da nun Rußland relativ mehr wächst, als wir, so müssen wir natürlich nach neuen dreißig Friedensjahren gegen diese beiden Feinde schwächer sein, als jetzt, ich fürchte sogar, dann bereits widerstandsunfähig, so daß also alle bis dahin gebrachten Rüstungsopfer vergebliche sein werden.

Fürst Bismarck hat gegen Frankreich stets die rauhe Seite hervorgekehrt, es mit „kalten Wasserstrahlen“ überschüttet, den Marschall Manteuffel, der ihm zu verdöhenlich Elsaß-Lothringen verwaltete, von da fortdrangsalirt und, wenn ich den Grafen Harry Arnim im gemeinsamen Exil recht verstanden habe, diesen Staatsmann durch ein unerhörtes Verfahren vernichtet und in ein vorzeitiges Grab gebracht, weil Arnim der Ansicht war, „wir könnten nicht nach zwei Seiten gleichzeitig ausschlagen, ohne auf den Rücken zu fallen; der Moment aber, in dem wir gegen Rußland ausschlagen müssen, werde gewiß kommen, und dann müßten wir den Rücken frei haben.“

Graf Arnim war zu sehr Realpolitiker, als daß er nicht eingesehen hätte, daß man die Freundschaft der Franzosen nicht mit Redensarten oder der billigen Erlaubniß, in Lonting Fiederland zu erobern, gewinnen könne, und daß man auch nicht den deutschen Großen Generalstab zur Herausgabe von Elsaß-Lothringen bewegen, ohne dessen Zustimmung aber sich auch nicht als Kanzler in Berlin halten könne. Es müssen ihm also wohl Kombinationen vorgeschwebt haben, die geeignet gewesen wären, in Frankreich eine monarchische Regierung sich etablieren zu lassen, die dem verletzten Nationalgefühl der Franzosen eine efflatante Genugthuung — unter deutscher Beihilfe — gewährt hätte, ohne daß doch Elsaß-Lothringen an Frankreich rückerbirt worden wäre. Wenn meine Vermuthungen richtig sein sollten, so würde sich der Haß Bismarcks gegen einen Staatsmann, der in Frankreich eine monarchische Regierungsform, schon wegen der Anstedungsgesahr der Republik, für vortheilhafter für Deutschland hielt als eine republikanische, und der hoffte, mit Frankreich zu Frieden und Freundschaft zu gelangen, während Bismarck bei seinem System im günstigsten Falle nur auf eine abermalige Besiegung und dann Theilung Frankreichs hoffen durfte — dann, sage

ich, würde sich der todbringende Haß Bismarcks gegen Arnim freilich erklären, aber noch nicht, weshalb man den irreführenden „alten Kurs“ auch jetzt noch weiter verfolgt.

Aus finsternen Zeiten.

Zwei und ein halbes Jahr war Passanante auf Elba lebend in einem vollständigen Dunkel begraben, in einer Zelle, welche unter dem Niveau des Wassers lag; und dort, unter der vereinigten Thätigkeit der Feuchtigkeits und des Dunkels gingen ihm sämtliche Haare aus, wurde sein Körper bleich und geschwollen. Dann brachte man ihn durch finstere Gänge, ohne daß er einen Augenblick den Himmel wieder sehen konnte, in seine neue Zelle, in der Höhe des Wasserspiegels.

Dort blieb er Tag und Nacht ohne Unterbrechung eingeschlossen. Der Schließer, der ihn bewachte, hatte strikten Befehl, niemals auf seine Fragen zu antworten, selbst nicht auf die unumgänglichsten und dringlichsten. Er empfing niemals Besuche oder Briefe. Herr Bertani war der einzige, der zu ihm drang.

Nach achtägigen Bitten und Drohungen gegen die Minister erhielt er die Erlaubniß, welche den hervorragenden Landsleuten und Ausländern, sogar dem Erzbischof von Portoferrajo verweigert war — die Erlaubniß, nicht den Gefangenen zu besuchen, sondern durch das Schlüsselloch der Zelle zu sehen, unter der ausdrücklichen Bedingung, nicht zu sprechen, denn der Gefangene sollte nicht die Anwesenheit eines Besuchers bemerken. Nach einiger Zeit, die er gebraucht um seine Augen an das Dunkel zu gewöhnen, konnte Herr Bertani bei dem schwachen Licht einer Lampe drinnen diesen Menschen sehen, schwächlich, gedunsen, kreideweiß, unbeweglich auf einem Schragen liegend, röchelnd und mit der Hand eine dicke, 18 Kilogramm schwere Kette haltend, die er wegen der außerordentlichen Schwäche seiner Glieder nicht anders tragen konnte.

Der Unglückliche stieß von Zeit zu Zeit einen verzweifelnden Schrei aus, welchen die Matrosen bei der Insel hörten, ohne sich noch dabei aufzuregen; eben so, wie die Insassen des Gefängnisses von San Francisco in Keapel seine Angstrufe gehört hatten, als man ihn vor, während und nach der Verurtheilung marterte, um ihm das Geständniß von Verschwürungen und die Namen von Mitschuldigen zu entreißen, die er nicht angeben konnte, weil er keine Mitschuldigen hatte. Kurz, seine starke und energische Natur war gebrochen; sein Verstand war umnachtet und der Unglückliche soll so weit gekommen sein, daß er seine eigenen Excrementa verschlang. Die Regierung erschrak, und aus Furcht vor einer Katastrophe, deren moralische Verantwortlichkeit auf sie gefallen wäre, entschloß sie sich, die Irrenärzte Biffi und Tamburini zu dem Verurtheilten zu schicken; und auf ihren Bericht entschloß sie sich zur Ueberfiedelung des armen, mit dem Tode Ringenden, in das Zuchthaus in Montelupo. Dabei muß man bemerken, daß Biffi und Tamburini als Gerichtsärzte bei dem Attentatsprozeß gehört wurden und, nen Bericht über seinen geistigen Zustand abgaben. Hier ist in Kurzem ihr damaliges Urtheil über den Attentäter:

„Wir haben seine geistigen Fähigkeiten lange untersucht und finden bei ihm nichts anormales.“

Die Gedankenbildung ist wie gewöhnlich bei ihm.

Die Ausdrücke die er gebraucht, sind nicht solche, wie sie seine soziale Stellung mit sich bringen würde. Seine Gedanken sind zuweilen erhoben und sind auf geschichtliche Kenntnisse gestützt.

Die Antworten enthielten eine Feinheit und Kraft des Gedankens, die nicht gewöhnlich ist. Gefragt, ob er sich im Rechte glaubte, den Gefährten der Mehrheit Gewalt anzuthun und ihre Ruhe zu stören, antwortete er: Die Majorität, welche sich zur Ruhe giebt, ist verbrecherisch, und die Minorität hat das Recht, ihr zu widerstehen.

Sein Gedankengang ist regelmäßig und schnell. Seine Auseinanderlegung ist ruhig, überzeugend. Sein Gedächtnis sicher und gut, die Gefühle gut entwickelt, die altruistischen mehr, als die egoistischen. Auf unsere Frage, wie er, ein armer Koch, sich unterfangen konnte, Broschüren zu schreiben, antwortete er: „Oft haben die Unwissenden Glück, wo die Gelehrten keinen Erfolg haben.“

Namentlich das Pflichtgefühl ist stark ausgeprägt bei ihm. Das Studium seines vergangenen Lebens enthält uns keine einzige unehrenhafte Handlung. Kurz, sein Wille ist jugendfrisch, sein Wort freimüthig, sein Gedanke gewöhnlich sehr sorgfältig überlegt; der Gesichtsausdruck sanft, zuweilen lächelnd, energische Bewegungen — das sind die charakteristischen Züge Giovanni Passanantes. Gefragt, ob er es billige, daß man zu seiner Entschuldigung Wahnsinn ansühre, antwortete er: „Ich fürchte den Tod nicht, ich will nicht für einen Verräthten gelten und opfern gern mein Leben für meine Ueberzeugung.“

Aus diesen Zitate geht klar hervor: Entweder fürchteten die Gerichtsärzte die Wahrheit, um die Verurtheilung des Attentäters möglich zu machen, was wenig wahrscheinlich ist. Oder der Wahnsinn Passanantes ist die direkte und ausschließliche Folge der schändlichen Behandlung, welche man ihm im Bagno zu Theil werden ließ. . . .

Aus finsternen Zeiten! So konnte man vielleicht im Mittelalter handeln; irgend einer jener entmenschten

italienischen Fürsten der Zeit konnte eine so raffinierte Rache ausüben. Aber mit Abscheu wendet sich unser neunzehntes Jahrhundert, ein Jahrhundert der Humanität von solchen Zeugnissen einer furchtbaren Vergangenheit ab?

Aber Passanante lebte nicht im Mittelalter, diese schreckliche Geschichte gehört dem modernen Italien an, dem modernen Italien, das gegen die mittelalterliche Barbarei ankämpft, dem Italien, das den Märtyrern voriger Jahrhunderte Denkmäler errichtet!

Passanante versuchte 1878 ein Attentat auf den König, und dafür wurde er in der beschriebenen Weise gefoltert.

Finstere Zeiten! Giordano Bruno wurde verbrannt, der aufgeklärte moderne Bürger ist humaner; es bringt nicht sein Opfer schnell zu Tode, es zermartert es langsam.

Die englische Wohnungsgesetzgebung.

Die englische Wohnungsgesetzgebung datirt bis in die fünfziger Jahre zurück. Sie gewährt gesetzliche Befugnisse zu einem Einschreiten gegen Mißstände in ausserordentlichem Maße. Ihr Ziel ist ein doppeltes: es handelt sich einmal um Beseitigung der vorhandenen ungesunden Wohnungen, andererseits um die Beförderung der Entstehung neuer, besserer Arbeiterwohnungen. Neben einer Reihe von Gesetzen, welche ein Einschreiten gegen gesundheitschädliche Ueberfüllung der Wohnräume ermöglichen und welche das Logirhauswesen regeln wollen, beansprucht das größte Interesse eine Gruppe von Gesetzen, welche in der Zeit von 1868 bis 1882 entstanden sind. Es sind dies die nach dem Namen des Abgeordneten, welcher die betreffenden Bestimmungen zuerst beantragte, als *Torrens' Acts* bezeichnete *Artizan's and Labourer's Dwellings Act* und ihre Novellen von 1879 und 1882, und die nach dem konservativen Minister Sir Richard Cross als *Cross' Acts* benannten *Artizan's and Labourer's Dwellings Improvements Acts* von 1875, 1879 und 1882. Die *Torrens' Acts* bestimmen wesentlich Folgendes: Wenn der von den kommunalen Lokalbehörden (*vestries*) angestellte Sanitätsbeamte in seinem Bezirke Häuser vorfindet, oder durch eine Eingabe von vier oder mehr Hausbesitzern auf Häuser aufmerksam gemacht wird, welche sich in einem derartig gesundheitsgefährlichen Zustand befinden, daß sie für menschliche Wohnungen ungeeignet zu erachten sind, so soll die Lokalbehörde zunächst ein Gutachten ihres Baubeamten einholen, ob es nöthig ist, das Haus oder einen Theil desselben einzureißen, oder ob der Uebelstand durch bauliche Veränderungen beseitigt werden kann. Das Gutachten wird dem Eigenthümer des Hauses zugeestellt, welcher das Recht hat, dagegen Einwendungen zu erheben. Nach Erledigung derselben läßt die Lokalbehörde einen vollständigen Bauplan mit Kostenanschlag von ihren Baubeamten anfertigen und wiederum dem Eigenthümer zustellen, dem auch in diesem Stadium noch das Recht der Berufung zusteht. Ist der Bauplan sodann rechtskräftig geworden, und der Eigenthümer unterläßt es dennoch, denselben auszuführen, so hat die Lokalbehörde, falls es sich um gänzlichen Abbruch handelt, das Recht, das Haus auf Kosten des Eigenthümers abreißen zu lassen, falls es sich um Reparaturen handelt, die Wahl, die Reparatur auf Kosten des Eigenthümers vorzunehmen, oder das Haus schleien oder abreißen zu lassen.

Die *Cross' Acts* gehen noch erheblich weiter. Sie haben die Möglichkeit geschaffen, ganze Flächen, welche von einer Reihe von ungesunden Gassen und Winkeln bedeckt sind, durch Abreißen der Häuser zu säubern. Für mindestens die Hälfte der Arbeiter, welche die alten Häuser bewohnten, müssen auf dem freigelegten Plage oder in dessen unmittelbarer Nähe neue Wohnungen beschafft werden.

Trotz dieser weitgehenden gesetzlichen Bestimmungen sind die alten traurigen Zustände nur unwesentlich gebessert. Ihre Durchführung scheiterte einmal an der Unthätigkeit der Lokalbehörden, die vielfach der Majorität nach selbst aus Leuten zusammengesetzt sind, die vom Häuservermiethen leben, von denen man also nicht erwarten darf, daß sie ein Gesetz, das sich gegen sie selbst richtet, mit Enthusiasmus in Kraft setzen werden. Dann hat der Mißerfolg aber auch zum großen Theil seinen Grund in der Höhe der Kosten, welche die auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen getroffenen Maßregeln mit sich führen würden. Namentlich die *Cross' Acts* sind nur in wenigen Fällen wirklich zur Durchführung gelangt. In diesen wenigen Fällen hat ferner die Neubebauung der freigelegten Flächen so lange auf sich warten lassen, daß die Wohnungsnoth dadurch nur noch gesteigert wurde.

So reformirt die Bourgeoisie, wenn es sich um die Arbeiter handelt, und nach diesem Modell sind ja auch bekanntlich andere Reformen, auch bei uns, gemacht. Man hat ein gutes Gewissen — so präzisirte ja wohl einmal die „Kreuzzeitung“ unsere „Sozialreform?“ — und wenn's nichts hilft, so kann man eben nichts dafür. Man hat sich alle Mühe gegeben, und die Arbeiter würden das ja auch einsehen, wenn sie nicht von den verdammten Volksvorfahren verhegt würden.

Frivole Streiks!

Der österreichische Gewerbe-Inspektor J. Walet, berichtet über seinen Aussichtsbezirk, der sich über den südlichen Theil Böhmens erstreckt:

„Im Berichtsjahre gab es 29 Arbeitseinstellungen. Dieselben fanden alle in der Textilindustrie statt, und als ihre Ursachen

nennt er: Eine längere als die gesetzlich normirte Arbeitszeit; Nichtbeachtung von Mittagsruhepausen; das an die Arbeiter erzwungene Verbot, während der Mittagsruhepausen zusammenzukommen; die Beschuldigung, Drohhriefe geschrieben zu haben; Entlassung der Arbeiter ohne Rücksicht auf getroffene Vereinbarungen; die verweigerte Lohnhöhe; die Verigerung der Arbeiter, wiederholten Lohnherabsetzungen zuzustimmen; das Verlangen an die Arbeiter, andere als bei der Arbeitsaufnahme vereinbarte Arbeiten auszuführen; hohe Geldstrafen; Mangel an gutem Trinkwasser; Verwendung schlechter Garne; die Verigerung des Unternehmers, Entschädigungen zu leisten, wenn der Arbeiter zu arbeiten bereit war und daran durch Schuld des Unternehmers verhindert wurde; angeblich brutale Behandlung seitens des Fabrikleiters; das Nichtvorhandensein von Tabellen mit Einheitspreisen; nicht ausreichende Heizung der Arbeitsräume; die Forderung, absolut tafellose Loden zu liefern; der Umstand, daß Weber für alle Webefehler verantwortlich gemacht wurden, auch wenn die Ursachen in der Qualität des Garnes lagen; die fortgesetzte Entlassung älterer Arbeiter; die Verigerung, Kontrol-(Schuß-)Uhren beizugeben; die Verigerung, Nebenarbeiten, wie Leimen und Umbäumen, vorzunehmen; die Verigerung, schlecht geschlichtete Ketten in Tagelohn verweben zu lassen; die Verigerung, fehlerhafte Garne im Tagelohn verweben zu lassen; die Aufrechnung für mehr verbrauchte Garne; die Anwendung des alten Gewichtes bei der Waarenübernahme; die Verigerung, die Arbeit mit schlechten Garnen fortzusetzen, welche, um überhaupt verwendet werden zu können, mit Petroleum und Wasser bespachtet werden müssen; die Weiterverwendung von Waagen und Gewichten, deren Nichtigkeit man anzeigte; die Nichtbeachtung von Dampfkraft und langsamer Gang der Maschinen bei Verwendung von Wasserkraft.“

In allen Fällen liegt die Schuld bei den Unternehmern, und fast ausschließlich sind es grobe Sünden gegen das Gesetz oder die einfachste Gerechtigkeit und Billigkeit, welche die Streiks verursachen.

Vom Reichstag.

58. Sitzung.

Die Berathung des Etats des auswärtigen Amtes wird fortgesetzt mit der Debatte über die sogenannte Unterdrückung des Sklavenhandels.

Abg. Döbelhauer (N.) freut sich über die vermehrte Ausführung (namentlich Insul, zur Beförderung der Zivilisation).

Abg. Graf Rixdorf (L.). Die Insel Helgoland hat einen idealen Werth (wahrscheinlich wegen der Beförderung des Familienlebens, weil man sich dort ohne Papiere verheirathen kann.) Wer seine Ideale hat, dem geht man am besten aus dem Wege.

Reichstangler v. Caprivi erklärt, daß der Kolozh des Jahrhunderts sich verpekult hat mit seinen Kolonien, weil wir nicht Geld genug hatten, sie auf den Beinen zu halten. Giebt zu, daß der Plantagenbau in den Kolonien, wenn er nicht durch Sklavenarbeit betrieben wird, unrentabel ist. (Was beweist, daß man entweder keine Kolonien haben darf, denn allein durch landwirtschaftliche Erzeugnisse können dieselben auf die Dauer den Zinsen bezahlen — oder daß man die Lebensart von Beförderung des Sklavenhandels allen lassen muß. Die Neger sind nicht so dumm, wie sie aussehen, wenn sie nicht müssen, arbeiten sie nicht; und ein Feigenblatt als Bekleidung und eine Kotosuh als Diner haben sie immer noch, wenn sie auch nichts thun.)

Abg. Richter. Jetzt eben haben wir die Erfahrung gemacht, daß eine Verbesserung der Munition jährlich 12 Millionen Mark erfordert, jetzt eben beschäftigen wir uns mit der Frage, wie wir eine neue große Antike unterbringen sollen. Wenn das deutsche Volk dieser schwere Opfer bringen muß für die Aufrechterhaltung seiner Stellung in Europa, dann fähren wir um so mehr die Pflicht uns zu verwahren gegen irgend welche kolonialpolitische Experimente.

Abg. v. Bolmar (Soz.). Wir haben viel zu viel Interesse, freigeiliche, ideale Aufgaben in Deutschland selbst zu lösen, als daß wir in Afrika eine Ausgabe versuchen sollten, zu der uns Geld und Kräfte fehlen. Dazu kommt, daß Ostafrika gar keinen Vortheil für Deutschland verbringt. Meine Partei war sich von vornherein klar, daß wir mit der Kolonialpolitik auf den Standpunkt kommen werden, auf welchen wir stehen gelangt sind. Wir waren deshalb stets gegen jede Kolonialpolitik. Es liegt überhaupt die Gefahr nahe, daß wir nach Stanley'scher Art zuwiltfren, eine Art, die gerade in Deutschland am lebhaftesten bekämpft wurde. (Stanley zivilisirte mit Feuer, wir bloß mit Feuerwasser und wenn er die Leute gleich schnell mit Pulver und Blei todt macht, so ziehen wir das langsamere System vor, die Leute durch Krankheiten umzubringen. Das ist der Unterschied zwischen humaner und inhumaner Zivilisation.)

Abg. v. Kardorf (Rp.). England hat einen großen Reichtum aus seinen Kolonien geschöpft. (Sind aber auch andere.)

59. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Windthorst (Ztr.). Ein konstitutionelles Bedenken kann ich bezüglich des Vertrages mit England nicht unterdrücken, nämlich daß die Genehmigung des Reichstages dazu nicht eingeholt worden ist, die doch sonst für jeden Tarifvertrag erforderlich ist. Die Verfassung hat da eine Lücke, die ausgefüllt werden muß, weil es nicht angebracht erscheint, ohne Zustimmung des Reichstages so wesentliche Verträge abzuschließen. (Das ist ja doch einertes, ob er gefragt wird, ja sagen muß er ja doch.)

Abg. v. Helldorf (L.). Wir bedürfen des Vertrauens zu unserer Regierung. (Sehr richtig! Man bedarf nur, was man nicht hat.)

Abg. v. Cuny (N.). Herr Richter suchte auch jetzt wieder den früheren vertriehen Reichstangler, den Fürsten Bismarck lächerlich zu machen. (Nicht nöthig, thut er selber.)

Abg. Dr. Barth (Dfr.). Unsere ganze Kulturthätigkeit in Afrika, auf die Sie so stolz sind, beruht darauf, Jälle zu erheben.

60. Sitzung.

Berathung der Branntweinsteuernovelle.

Abg. Dr. Barth (Dfr.). Die Raichtraumsteuer neben der Verbrauchsteuer verschärft die Konkurrenz der großen Brenner und macht den kleinen Brennereien die Existenz schwierig, denn die großen Brennereien sind in der Lage, wegen ihrer größeren Vollkommnung der Produktion, aus der Raichke viel mehr Spiritus zu gewinnen wie die kleinen. Man wird nicht umhin können, die Materialsteuer, die keinen Sinn mehr hat neben der Verbrauchsteuer, vollkommen abzuschaffen. Eine solche Reform wird aber um so notwendiger mit Rücksicht auf die sogenannte Liebesgabe, die Differenz von 50 und 70 Mark, welche allein denjenigen zu gute kommt, welche durch das Gesetz die Erlaubniß haben, ein gewisses Quantum tontingentirt zu brennen. Dies Privilegium, das nur ein paar Tausend Brennern zu gute kommt (denselben Herren, die auch anderweitig den bekannten guten Wagen haben), und eine finanzielle Bedeutung von ungefahr 41 Millionen Mark jährlich hat, ist auf die Dauer nicht anrecht zu erhalten. Wie ungerecht fertigt dasselbe ist, ist niemals mehr zum Ausdruck gekommen als gerade augenblicklich, wo die Spirituspreise so hoch sind, als seit Jahren nicht. An der Berliner Börse werden gegenwärtig ca. 50 M. gezahlt gegen 38 Mark vor Einführung der Branntweinsteuer; zieht man davon die Raichtraumsteuer in Höhe von ca.

14 Mk. ab, so bleibt ein Preis von 36 Mk. gegen früher 24 Mk. Also schon ganz abgesehen vom Kontingent ist der Preis um 50 Prozent gestiegen. Nicht man nun aber das Kontingent mit in Betracht, so ergibt sich gar eine Differenz von 24 zu 56. Ein derartig wirkendes Privilegium kann unmöglich bestehen bleiben. Dasselbe steht beispiellos in der Steuerpolitik irgend eines Landes da. Kein Land hat eine solche Begünstigung eines einzelnen Produktionszweiges bei Verringerung der Besteuerung einer Konsumsteuer eingeführt. Bei dem starken Idealismus, von dem wir in den letzten Tagen so viel gehört haben, werden Sie ja auch wohl die ideale Seite in dieser Liebesgabe erkennen. Aber die unbeschlagen denkenden Theile der Bevölkerung, welche immer deutlicher erkennen, daß hier eine so enorme Summe aus den Taschen der Allgemeinheit entrichtet wird für eine ganz beschränkte Zahl von Leuten, denen es an und für sich schon nicht schlecht geht, die werden immer mehr die öffentlichen Gewalten auf diesen Schaden aufmerksam machen.

Abg. Wurm (Soz.). Den 40000 kleinen Brennern stehen 11 bis 13 Millionen deutsche Arbeiter gegenüber, die leider unter den heutigen Verhältnissen gezwungen sind, Branntwein zu trinken. Deshalb können wir uns nicht auf dieses kleine Glück einlassen, sondern wollen den Rost, der gar nichts mehr laugt, ganz fortwerfen. Der Branntwein ist allerdings verteuert worden, so daß jetzt auf den Kopf 15-16 Mk. Branntweinsteuer kommen; aber der Konsum ist nicht zurückgegangen, wie damals prophezeit wurde. Es ist ja eigentümlich, daß Sie auf der einen Seite erklären, Sie müssen Branntwein brennen, sonst gehen Sie zu Grunde, und auf der anderen Seite moralisch den Konsum einschränken wollen. Jetzt erleben Sie die Freude, daß die nothleidende Landwirtschaft durch die von ihnen bekämpften Säuer prosperiert. Sie erhofften von dem Geleze eine Vergrößerung des Exports. Aber die Gesamtproduktion und in Folge dessen auch der Export sind enorm zurückgegangen. Das Geleze hat nur einer ganz kleinen Interessentengruppe genügt. Nur 0,16 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe sind überhaupt mit einer Branntweinbrennerei verbunden. Davon aber hat wieder nur ein ganz kleiner Theil den Löwenanteil an dem Geleze. Wer sind denn die nothleidenden Besitzer von Brennereien? Grafen, Barone, Baniers, wie das Güter-Adressbuch von Schlesien für 1886 zeigt. Es muß doch sehr schlecht um unser Staatswesen bestellt sein, wenn die Stützen der Gesellschaft sich in solcher Rothlage befinden. Die Proletarier müssen sogar das 3/4fache von dem bezahlen, was der Staat aus der Branntweinsteuer bezieht, nämlich die 40 Millionen für die Brenner und die 15 Millionen für den Staat. Und dabei haben die kleinen Brennereien keinen Nutzen, ja sie sind sogar in Gefahr, von den großen Brennereien ausgefaßt zu werden. Dazu kommt, daß den Spiritusexporteuren eine Exportprämie gewährt wird, denn der Prozentfuß, welcher aus einem bestimmten Maß-

hottichraum an Spiritus gewonnen wird, ist größer als derjenige, welchen die Regierung der Exportvergütung zu Grunde legt. Darüber haben sich ja auch die Zuckereisenen besorgt, denn die Herren gönnen ja einander nichts. Das vorliegende Gesetz können wir nicht annehmen, weil die Grundlagen desselben unmotiviert sind, und weil dabei die Interessen der anderen Volksschichten nicht berücksichtigt werden, und aus demselben Grunde werden wir auch gegen die Jollerhöhung auf Cognac stimmen. Das belastet auch nur den Proletarier, und nicht der Großgrundbesitzer bildet den hauptsächlichsten Bestandtheil der Welt, sondern die Proletarier.

Abg. Dr. Windthorst (Centr.): Die Sozialdemokraten kritisieren nur und basen nicht.

Abg. Brömmler (Soz.): Wie wollen Sie die Konsumtion vermindern, wenn Sie die Produktion begünstigen? Wenn Herr Windthorst so sehr gegen den Schnapskonsum eifert, so möchte ich ihn doch daran erinnern, daß sein großer Gegner, Fürst Bismarck, das Gläschen des armen Mannes mit Mitgefühl verteidigt hat. (Er nippte, wie gut es schmeckt.)

61. Sitzung (Wahlprüfungen).

Abg. Dr. Mehnert (f.) erklärt, daß die konservative Partei nicht dafür stimmen werde, daß Erhebungen über das Verhalten der Kriegervereine stattfinden. Die Kriegervereine handeln recht, wenn sie gegen die Sozialdemokraten eintreten. Das bedinge schon der Fahneid, den jeder Soldat geschworen hat, Treue gegen den König zu halten. Die Sozialdemokraten seien aber, wie Kuer und Liebnacht zugestanden, Revolutionäre und Republikaner. Er erinnerte an Haselmann, der den Kaiser Wilhelm I. einen Blutstundgenannt. Von alledem sei von den Sozialdemokraten nichts widerrufen worden. Es sei also richtig, daß die Sozialdemokraten am Vaterlande Verath üben. Hervorragende Führer der Sozialdemokraten, wie Liebnacht, habe den Begriff „Vaterland“ überhaupt geleugnet. Karl Marx habe diejenigen, welche 1870 am Vaterlande hingen, Schurken und Narren genannt und Liebnacht habe dem zugestimmt. Da handelten die Kriegervereine recht, wenn sie ihre Mitglieder zur Pflichttreue erhalteten. Die Sozialdemokraten spekulirten auf die Leichtgläubigkeit ihrer Anhänger, indem sie ihre eigentlichen Ziele zu verschleiern wissen.

Abg. Kuer (Soz.): Herr Mehnert hat nicht nachgewiesen, daß die Sozialdemokraten ihre Pflicht gegen das Vaterland verletzen und den Fahneid nicht gehalten zu haben. In dem Fahneid schwört der Soldat „Treue zu Wasser und zu Lande“, aber nicht an der Wafelurne. Alle Parteien sind hier schon zu den Reichsfeinden gerechnet worden! Selbst Herr Mehnert kann noch unter die Reichsfeinde kommen. Sein neben ihm stehender Schwager (Abg. Ademann) ist schon einer gewesen. Wenn Herr Mehnert eine Haselmann'sche Rede als Beweis für die O'sinnigkeit der Sozialdemokraten anführte, die übrigens nirgends im Wortlaut

existirt, so erinnere ich an die früheren Reden und Thaten der sächsischen Kartellbrüder des Herrn Mehnert. In dem Friedensschlusse 1866 mußte ja ausdrücklich erklärt werden, daß diese wegen ihrer landesverrätherischen Unternehmungen nicht unter Anklage gestellt werden würden. Das Biat aus dem Marx'schen Briefe von den „Schurken und Narren“ ist gefälligst. Marx hat damals die Verhältnisse klargestellt, wie sie sich entwickeln mußten nach der Annexion von Elsaß-Lothringen. Damals, als es sich darum handelte, ob der Krieg nach Sedan fortgesetzt werden sollte, hatte jeder deutsche Patriot das Recht, seine Meinung zu äußern. Heute haben wir ja den Rechtszustand, trotz der unangenehmen Zwangslage, in die er uns gebracht hat, anerkannt. Nicht die Kriege haben die Sozialdemokratie in den Reichstag gebracht, sondern die verhehlte Spekulation des verstorbenen Reichszanklers, der mit uns die Bourgeoisie ärgern wollte. (Gesturteil.) Wir Sozialdemokraten haben das Recht, mit dem gleichen Maße wie die anderen Parteien gemessen zu werden. Ich habe auch niemals mich dahin geäußert, daß der Meineid erlaubt sei. Ich habe den Arbeitern nur gerathen, im Jahre 1878, als die Arbeitgeber mit allen infamen Mitteln ihr soziales Uebergewicht über die Arbeiter auszunutzen, die ihnen vorgelegten Schriftstücke ruhig zu unterschreiben, in welchen sie sich verpflichteten, nicht mehr für die Sozialdemokratie thätig zu sein. Und ich würde es noch heute thun. Das infame Vorgehen der Arbeitgeber berechtigt zu einer solchen Liage.

Abg. Bebel (Soz.) erinnert an die Zeit des Norddeutschen Bundes, wo die Kriegervereine Mann für Mann für ihn selber gestimmt haben, ohne daß das von oben abel genommen worden wäre. Auch die hohe Aristokratie habe damals andere Anschauungen gehabt. Er, Redner, sei nach seiner ersten Rede von dem Reichsvorstand, dem Vater des jetzigen Abgeordneten, in der Vertretung aufgeführt und wegen seiner Jungfernebe gegen den Norddeutschen Bund beglückwünscht worden. Redner erklärt, noch heute alle seine früheren Aeußerungen verantworten zu können.

62. Sitzung.

Zweite Berathung des Etats der Zölle und Verbrauchssteuern.

Die Diskussion ist am lebhaftesten bei der Frage der Tabaksteuer. hat aber kein besonderes Interesse.

63. Sitzung.

Das Haus bewilligt ohne Debatte in zweiter Berathung den Rest des Etats der Zölle und Verbrauchssteuern und den Etat der Reichsstempelabgaben.

Die Berathung des Antrages Sieders auf Abgrenzung der Wirkungsgebiete der evangelischen und katholischen Missionare in den deutschen Schutzbereichen hat wohl für unsere Leser kein Interesse. Folgt eine Berathung des Fulehandels mit den Negern.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugchriften.

Soeben erschien Heft 10:

Das Ostende von London.

Ein soziales Nachtbild.

Von Paul Fisher-Berlin.

Erste Abtheilung. 30 Seiten. Preis 15 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen. Bestellungen richtet man an die benannten Kolporteurs oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gefucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises. Versammlung

am Dienstag, 17. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, Belforterstr. (Belforter-Salon).

Tages-Ordnung:

1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten.

Gäste haben Zutritt.

Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer

am Sonntag, den 15. Februar, Abends 6 Uhr,
in den Zentralsälen, Dranienstraße 180.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag über: „Nora“ und „Die Gespenster“. Referent: A. Wilde
2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

Geselliges Beisammensein.

Zu recht zahlreichem Besuch laden Genossen und Genossinnen ein Die Beauftragten.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Sonntag, den 14. d. Mts., Abends 8 1/2 Uhr:

Versammlung

im Lokale des Herrn Meyer, Alte Falobstr. 83.

Tages-Ordnung:

1. „Die bürgerlichen Parteien und die Sozialdemokratie“ (Referent: Regierungs-Baumeister a. D. Kehler).
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein
Der Vorstand.

Montag, den 16. Februar, Abends 8 1/2 Uhr

Große öffentliche

Schuhmacher-Versammlung

im großen Saale der „Armen-Hallen“,
Kommandanten-Str. 20.

Tages-Ordnung:

1. Wie feiern wir den 1. Mal? (Referent Rich. Pagins').
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Die Kollegen werden ersucht, pünktlich und
zahlreich zu erscheinen.

Die Agitations-Kommission.

Cigarren u. Tabak

in vorzüglicher Qualität empfiehlt

B. Stabernack,
Wangelstraße 85.

Albert Auerbach,

Berlin S., Postbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. - Feste Preise.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

herrmann Wutke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 2. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Versammlung

Dienstag, 17. Februar, Abends 8 Uhr,
im großen Saale der Viktoria-Brauerei, Lühow-Str. 111/12.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag über: „Stellung der Sozialdemokratie zur Gewerbeordnungs-Novelle“. Referent: Reichstagsabgeordneter Paul Singer.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder, Verschiedenes und Fragen.

Gäste haben Zutritt. In dieser Versammlung werden die neuen Statutenbücher ausgegeben. Diejenigen Mitglieder, welche noch mit ihren Beiträgen registriert, werden ersucht, dieselben in der Versammlung resp. in den Zahlstellen zu belegen.
Der Vorstand.

Große Volks-Versammlung

am Dienstag, den 17. Februar, Abends 8 1/2 Uhr
im Saale der Brauerei Friedrichshain, am Königsthor.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht der Berliner Lokal-Kommission.
2. Wie stellen sich die Berliner Arbeiter für die Zukunft zur Philharmonie.
3. Eventuell Neuwahl der Berliner Lokal-Kommission.
4. Verschiedenes.

Die Genossen sämtlicher Wahlkreise werden ersucht in dieser Versammlung der wichtigen Tages-Ordnung halber, vertreten zu sein.
Die Lokal-Kommission. H. A.: H. David, Lausitzerstr. 51.

Allen Freunden und Genossen
empfehle mein

Weiß- und Bairisch- Bier-Lokal.

Vorzügliche Speisen und Getränke in
großer Auswahl.

Vereinszimmer steht zur Verfügung.

Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.

Empfehle Freunden und Genossen mein reich-
haltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Darüber Zahlstelle des Metallarbeiter-Verein
und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der
Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Postbuser Damm 11, früher Ritterstr. 15.

Buchdruckerei.

Ein Hochmann, welcher im Stande ist, selbstständig eine eigene Druckerei in einer kleineren Stadt Mitteldeutschlands zu etabliren, kann sofort den Druck einer seit Jahresfrist bereits erscheinenden sozialdemokratischen Zeitung (3 Mal wöchentlich, später täglich, gegenwärtige Auflage ca. 3500 Exemplare) übernehmen.

Parteigenossen erhalten den Vorzug. Offerten unter „Trotz alledem 100“ sind in der Expedition dieser Zeitung niederzulegen.

Suche für meinen Sohn in Berlin zum 1. April d. J. als Gehilfe in einem Barbier-Geschäft Stellung, am liebsten bei einem Genossen. Respektanten wollen sich mit mir in Verbindung setzen
Heinrich Müller, Maurer,
Quedlinburg, Marktstraße 10.

Cigarren eigener Fabrik

von Hohnr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.
allen Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Kranzbiederei u. Blumenhandlg. von

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbügelige Vorbeerkränze von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Allen Parteigenossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bierlokal
Potsdamer Bier.

August Insinger

Altstadt 48